C II 9
12

C II 9/12
Landesbibliothek
Coburg

1407
C 11g

12

Chinki,

eine

Cochinchinesische Geschichte,

die andern Ländern nützen kann.

HORAT. Epist. I.

Æquè pauperibus prodest, locupletibus æque.

Zweyter Theil

des

Mannes von vierzig Thaleren.

Aus dem französischen des Abtes Coyer übersetzt.

Berlin 1770.

Coburger
Landes-
Bücherei

Register
der in diesem Werkgen enthaltenen Capiteln.

I. Cap. Wie glücklich Chinki war Blats. 1

II. Cap. Unerwartete Vermehrung der Steuer 5

III. Cap. Mittel, deren sich Chinki bedient, um sich an seinem Unterhalt nichts abzubrechen 6

IV. Cap. Chinki ist gezwungen, sich alle Bequemlichkeiten zu versagen 10

V. Cap. Ursprung der Herrschaftsherren in Cochinchina 17

Inhalt.

VI. Cap. Veränderung der Denkungsart, die den Chinki in grosse Verlegenheit bringt Blats. 18

VII. Cap. Chinki überlegt, was er mit seinen Kinderen anfangen solle 24

VIII. Cap. Wie Chinki seinen Namen eines Cochinchinesers bey einem Schneider verliehrt 28

IX. Cap. Warum Chinki seinen Sohn nicht zu einem Brodbecker thun kann 31

X. Cap. Chinki geräth in Verlegenheit, weil er die Feinheit der Sprache nicht kennet 32

XI. Cap. Chinki wird genöthigt zu gestehen, daß man noch immer Unglücklichere findet, als sich selbst 33

XII. Cap. Es ist nicht wahr, daß die

Schu=

Schuster die schlechtesten Schuhe tragen Blatt. 36

XIII. Cap. Irthum des Chinki über die Leichtigkeit, Mützen und Fässer zu machen 38

XIV. Cap. Vergebliches Mitleiden eines Eßighändlers mit Chinki 39

XV. Cap. Eins zieht das andere nach sich 41

XVI. Cap. Wie Chinki verwundet ward, da er sich allzu sehr mit seinem Gegenstand beschäftigte 42

XVII. Cap. Standhaftigkeit des Chinki in seinem Vorhaben 46

XVIII. Cap. Wie Chinki gehindert worden, seinen Sohn zu einem Schlosser zu machen 48

XIX. Cap. Durch welchen Zufall Chinki in eine Versammlung von Meistern kam Blats. 51

XX. Cap. Wie Chinki unvermuthet bewogen wird, die Urtheilssprüche des Tribunals der Künste anzuhören 54

XXI. Cap. Was den Chinki bewog, zu dem Tribunal der Künste zurück zu kehren 62

XXII. Cap. Wie Chinki einen neuen Versuch macht 70

XXIII. Cap. Chinki ist genöthigt, zu gestehen, daß die guten Handlungen nicht immer belohnt werden 22

XXIV. Cap. Hoffnungen, die eben so geschwind wieder verschwinden, als entstanden 77

Inhalt.

XXV. Cap. Wie der kleine Narů bey nahe ein Lackierer worden wåre Blats. 80

XXVI. Cap. Wie sich Chinki durch einen guten Vernunftschluß betriegt 84

XXVII. Cap. Gespråch des Chinki mit einer Stickerinn 86

XXVIII. Cap. Das Stråusser Mådchen 89

XXIX. Cap. Wie es endlich dem Chinki gelingt, seine Kinder unterzubringen 91

XXX. Cap. Was für Handwerke die anderen Kinder des Chinki sich gewåhlt 95

XXXI. Cap. Was sich mit den Tôchteren zutrug 97

XXXII. Cap. Wie Chinki aus Ver-

druß

druß ein Schriftsteller ward. Sein und seiner Weiber Ende Blats. 99

XXXIII. Cap. Was hernach sich in dem Königreich zutrug 102

* * *

Gespräch zwischen dem Uebersetzer und einem Handwerker 111

Chinki,
eine Cochinchinesische Geschichte,
die andern Ländern nützen kan.

I. Capitel.
Wie glücklich Chinki war.

Chinki lebte in Cochinchina in der schönen Provinz Pulocambi, am Fuße lächelnder Gebirge, die ein arbeitsames Landvolk fruchtbar gemacht hatte und die alle in Terrassen geschnitten, von fer-

ne unermeßliche Pyramiden vorstellten, die in stuffenweise Wälle getheilt, sich bis an den Himmel zu erheben schienen. Von diesen Höhen sprudelten wasserreiche Quellen hinunter, die die Ebenen benetzten, und in Bäche zerflossen. Niemahls hatte die Regierung nöthig gehabt, den Ackerbau durch Preise zu beförderen, noch ihn zu diesem oder jenem Produckt hinzulenken. Niemahls hatte man einen neuen Pflug, noch ein neues Säetuch vorgeschlagen.

Der eigenthümliche Besitz, die Sicherheit, die Freyheit, die Einth ilung der Güther in unendlich viel kleine Marken, die dem Ackerbau, als der vornehmsten unter allen Künsten, erzeigte Hochachtung; diese wirklich physischen Mittel brachten alles in Aufnahm, weil alles in seiner natürlichen Ordnung war.

In diesem irrdischen Paradiese, in dem Thal von Kilam, wartete Chinki des Reises,

des Mahis, des Hirsekorns, der Pataten, der Zuckerrohre, des Baumwollenbaums, des Maulbeerbaums, des Pommeranzenbaums, der Ananas, und des Cocosbaums, aus dem ein angenehmer Wein fliesset. Er hatte sich zwischen fünf und zwanzig und dreyßig Jahren verheyrathet, in einem Alter der Reife, wo der Mensch mit dem meisten Nutzen seines gleichen wieder erzeuget. Er hatte zwey Weiber, die ihm in einem Ehstand von sechs Jahren zwölf Kinder gebracht hatten, und die, indem sie seine Arbeiten mit ihm theilten, um seine Zärtlichkeit in die Wette eiferten. Seine Kinder lernten schon, indem sie noch in den Furchen, um den Pflug, um die Hacke, und um die Heerden herum spielten, die erste Bestimmung des Menschen, und vielleicht sein Glück kennen. Seine Dienste fühlten den Vorzug ihres Meisters nur durch die Guththaten, die sie von ihm empfiengen.

Das Glück der Familie war vollkommen. Die Erde ertrug hundert für hundert. Die Woh-

nung war kommlich. Die Speicher und Keller immer voll, die Heerden zahlreich, die Kleider reinlich, bisweilen sah man selbst ein wenig Putz. Die Ergetzlichkeiten waren mit der Arbeit vermischt. Chinki gab am Ende jeder Woche ein ländliches Festin, zu dem er die benachbarte Jugend einlud. Seine beyden Weiber lockten mit einer blühenden Gesundheit, mit naiven Annehmlichkeiten, mit einer freudigen Laune, die die Frucht der Unschuld und der Bequemlichkeit ist, die wahren Freuden herbey. Chinki war für einen Menschen seines Standes gelehrt. Alle Tage, wann er mit seiner Arbeit zu Ende war, las er irgend ein Buch von dem Feldbau, oder die einfältigen Gesetze, oder die Geschichte seines Vatterlands, und die Sittenlehre des Confucius. Er begehrte von dem Tyen (*) nur die Fortsetzung seines Glückes.

II. Ca=

(*) Tyen, der Gott des Himmels.

II. Capitel.

Unerwartete Vermehrung der Steuer.

Endlich erschien der Tag, wo man die offentliche Steuer entrichten mußte, die in Natura bezahlt ward, ein Gebrauch, den Cochin China von China her hatte, um der willkührlichen Ungleichheit, und den, dem Unterthan und dem Monarchen, gleich schädlichen Drangsalen und Aufschüben vorzubiegen. Der sie einzuziehen bestimmte Mandarin stellte sich ein. Die Erndte lag auf dem Felde. Seyd willkommen, sagte Chinki; nehmt den dreyssigsten Theil der Früchte meiner Arbeit hin; und möge es dem Königreich immer wohl ergehen. Ihr wißt also nicht, versetzte der Mandarin, daß ein neuer Befehl die Steuer auf den zwanzigsten Theil hinauf setzt. Nein, ich wußte es nicht, antwortete Chinki; allein sonder Zweifel hat der Staat irgend ein neues

Bedürfniß, das ich ebenfalls nicht weiß. Nehmt also den zwanzigsten Theil hin; der Himmel segne immer den Monarchen.

Chinkis Argwohn fand sich begründet. Man wolte die Land- und Seemacht verstärken, Einrichtungen für neue Arten von Handelschaft machen, öffentliche Denkmähler in der Hauptstadt und in anderen grossen Städten aufrichten. In grossen Bedürfnissen wird es guten Königen noch schwerer zu forderen, als es ihren Unterthanen wird, zu geben.

III. Capitel.

Mittel, deren sich Chinki bedienet, um sich an seinem Unterhalt nichts abzubrechen.

Das folgende Jahr, da die Vermehrung der Steuer nicht hinlänglich war, überlegte man in dem königlichen Rathe, was dabey zu thun wäre. Abgefeimte Köpfe in der Wissen-

schaft der Steuern waren aus Mogol angelangt. Sie schlugen vor, die Steuern in Geld zu heben. Dem König gefiel dieser Vorschlag nicht sehr, und auch der Mandarin, der den Finanzen vorstand, sah ihn für gefährlich an. Demnach ward, um der Bedürfnisse des Staates willen, entschieden, daß man es versuchen könnte. Der Versuch dauerte lang: die Güther wurden willkührlich geschätzt; und es wurden nicht mehr zu Einziehung dieser Auflage Mandarinen, sondern verschlagenere Miethlinge verordnet. Chinki hatte mehr Lebensmittel als Taels (*), die er so gering schätzte; weil er sie nicht sehr nöthig hatte. Er verkaufte mit Verlust, um sich nicht in Gefahr zu setzen, durch die Betreibung der Steuereinnahme noch mehr zu verliehren, und fand, da er nachrechnete, daß ihm dieses neue System den vierten Theil von dem klaren Verdienste seiner Arbeit wegnahm. Seine Wei-

(*) Tael, eine Münze, die zwanzig französische Schilling beträgt.

der, die bisher nichts als Fröhlichkeit gefühlt, wurden traurig. Verbannet, sagte er zu ihnen, dieses Gewölke, das eure Züge verfinstert. Es st billig, daß man etwas von seiner Bequemlichkeit den Bedürfnissen des Staates, der unser Eigenthum beschützet, aufopfere. Ich will dasjenige, das uns diese Steuer entziehet, durch Anbauung eines Stück Landes ersetzen, das zwar, ich gestehe es, wenig verspricht; allein wann es mir nur auch vierzig, oder fünfzig vom hundert eintragen würde, so wird dieses neue Product die Last der Steuer doch schon erleichteren. Er schoß also alles vor, was ein neuer Anbau erforderte: sehr viel Landleute thaten eben so viel; und man sah in dem Umfang der Provinzen neu angebaute Felder.

Seht, sagten die Zöllner von Mogol zu dem Monarchen, die gute Wirkung der neuen Regierung. Euere Unterthanen gewinnen dabey; und es ist billig, daß dieses neu angebauete Feld Euerem Schatz auch etwas eintrage. In der

That

That ward es geschätzet; allein, da man die Vorschüsse abrechnen mußte, kam die neue Auflag höher, als der Wehrt der Felder. Chinki, dem seine Arbeit zur Strafe ward, gab, weit entfernt, an einen neuen Anbau zu denken, diese angehende Erndte auf; und alle, die so, wie er, gerechnet hatten, wurden ihrer auch überdrüßig.

Seine Weiber verfielen, um ihre üble Laune nicht merken zu lassen, in eine stille Melancholie, deren Verheelung selbst sie ihren Ehemann noch lebhafter fühlen ließ. Noch weit schlimmer gieng es, als er dieses ländliche Festin, das er ihnen alle Wochen gab, und das mit einigen Unkosten begleitet war, aufhob; zum erstenmahle liessen sie nun Klägden von sich hören.

IV. Capitel.

Chinki ist gezwungen, sich alle Bequemlichkeit zu versagen.

Die Bedürfnisse des Staates dauerten noch immer; und die neue Art, die Steuern zu heben, vermehrte das offentliche Guth nicht; weil das Product derselben sich größten theils in den Besoldungen der zum Einzug bestimmten Leuten verlohr. Die Zöllner waren gezwungen, irgend einer neuen Quelle von Geld nachzuspüren, die, durch geheime Umwege, das Land untergrube, so, daß Chinki sich, in einer Zeit von acht Jahren, auf die Hälfte seiner Einkünfte herunter gebracht sah.

Nur seine Familie vermehrte sich. Er hatte damals vier und zwanzig Kinder, achtzehen Knaben, und sechs Töchteren, alle von grossen Hoffnungen. Eine schöne Familie, wann er Mittel genug gehabt hätte, sie zu ernähren! Er überlegte also, was er sich etwann von seiner

ner Bequemlichkeit abbrechen könnte. Seine Dienste, das ist, die Mitgefährten seiner Arbeit, waren zahlreich. Freunde, sagte er zu ihnen, diese Felder, die ihr mit mir bauet, verschaften euch ein eben so angenehmes Leben, als mir. Allein man muß sich in die Zeiten schicken, dieses vortrefliche Reis, diese Milch, dieses Fleisch meiner Heerden, mit dem ich euch nährte; dieser Cocoswein, mit dem ich euch tränkte, den größten Theil von diesem allem bin ich gezwungen, in Taels zu verwandeln. Ihr werdet von Pataten, von Mahis, von Cussave, von blossem Wasser leben müssen. Ihr seyd ein guter Meister, antworteten ihm die Dienste, wir lieben euch, wir wollen dieses harte Leben so lange ausstehen, als uns möglich seyn wird; allein ihr wisset, daß die gute Nahrung das vornehmste Bedürfniß aller Menschen ist. Der Meister fühlte den Wehrt dieses vornehmsten Bedürfnisses nur allzu wohl; allein er glaubte, daß die Einschränkungen, die er selbst mit sei-

nen Kindern vorzunehmen versuchen wolte, den Gram der Dienste ein wenig verringern würde. Nichts war in dem Haus verschlossen: die Feigen, die Pommeranzen, die Ananas, hundert andere entzückende Früchte, standen eben so wohl als die wesentlichere Nahrung der Familie zu Diensten. Die Kinder kannten kein anderes Gesetz, als ihren Hunger, ohne von Sparsamkeit, noch von Unverdaulichkeit etwas zu wissen. Nun ward alles verschlossen; alles gezählt. Ihre Kleider waren reinlich, und ein wenig ausgesucht, welches beyden Mütteren sehr gefiel. Nun wurden sie nur von eben dem groben Stoffe, den die Dienste trugen, bekleidet. Der Vater schonte sich selbst bey diesen Einschränkungen gar nicht, und dieses kostete ihn am wenigsten.

Da die beyden Mütter alle diese Einschränkungen sahen, führten sie den Chinki in die grüne Laube, in der er sie geheyrathet hatte; dahin hatten sie ihre Kleider, und die Zieraten, die sich für ihr Geschlecht und für ihren Stand schick-

ten, tragen lassen. Diß ist der Ort, sagten sie zu ihm, wo wir euch unsere Treue geschworen, und wo euere Hand uns geschmückt hat. Unsere schönen Tage sind dahin. Nehmet alles dieses zuruck; und machet es zu Geld; weil wir von diesem Metall abhangen müssen. Wir wollen mit euch leiden. Chinki weinte. Er dehnte seine Hauslichkeit selbst bis auf die Erzeugung aus. Ich bin Vatter von vier und zwanzig Kinderen, sagte er zu ihnen; wir wollen sie erziehen, wie wir können; ich will keine unglückliche mehr erzeugen. Ihr vergesset also, antworteten sie, die Gebote des Confucius, die ihr uns so sehr gerühmet habet. Hat er nicht gesagt, daß der Segen der Elteren seyn werde, viele Kinder um ihren Tisch herum zu sehen. . . Freylich; allein vor allem muß doch etwas auf diesem Tische seyn. Ubrigens trachtete er, die beyden Mütter, die Kinder, und die Dienste, durch seine immer gleiche Laune, durch die Sanftmuth seiner Reden, und durch alle Hülfsmittel der Sittenlehre zu ermuntern. Allein der Mangel hört nichts.

V. Capitel.

Ursprung der Herrschaftsherren in Cochinchina.

Was in Chinkis Haus vorgieng, gieng ohngefähr in allen Familien der Landleuten vor. Es gab Klägden, heimliches Murmeln, und selbst ein durchdringendes Geschrey, das bis zu der Hauptstadt, und bis zu den Füßen des Throns wiederschallte. Der König versammlete die Prinzen, die grossen Mandarinen, und die Tlamas-toues, das ist, die vornehmsten Officiers von der Armee. Ihr kennet, sagte er, die ausserordentliche Bedürfnisse des Staates, und meine Liebe zu meinem Volk. Ich möchte allem genug thun, ohne Klägden zu erwecken. Diese Klägden bekümmern mich. Was sind für Mittel, ihnen abzuhelfen? Man eröffnete verschiedene Meynungen, die bey der Untersuchung wegfielen. Ein Tlamas-toues trug die seinige in diesen Worten vor: Grosser König! was Euer

Volk

Volk so unverschämt macht, ist das Eigenthumsrecht, und die Freyheit. Man hat niemahls sagen hören, daß die Sclaven in Tonquin und in Mogol sich beklagen dörfen. Setzet in Euren Staaten einen Orden von erblichem Adel ein, der aus den Herren Eures Hofes, aus den Mandarinen der Hauptstadt und der Provinzen, und aus allen Officieren Euerer Armee besetzt sey. Theilet die Ländereyen unter alle Mitglieder dieses berühmten Ordens aus, jedem nach seinem Rang, nach seinen Diensten, und nach seiner Wichtigkeit; und laßt indessen den zur Arbeit geschaffenen größten Theil der Nation, in der Sclaverey, den Unterhalt, so wie man ihn ihnen gern überlassen wird, erwarten. So werdet Ihr, indem Ihr Euch den Grossen durch Gutthaten verpflichtet, Euch den Kleinen in einer ewigen Unterthänigkeit erhalten, und die Steur wird alsdann, so gros sie auch seyn mag, mit Empfindungen der Dankbarkeit bezahlt werden. Barbar, sagte der König, vergeßt ihr, daß ich

der allgemeine Vatter der grossen Familie bin? Was, ich solte meine Kinder zu Sclaven machen? Welche Ehre, und welch ein Vergnügen hätte ich, über Sclaven zu herrschen? Künste, Wissenschaften, Talente, und Tugenden würden alsdann verschwinden. Wann man dem Lande Fürgesetzte von einigem Ansehen geben muß, so sollen sie Ebenbilde meiner Güte, und nicht untergeordnete Tyrannen seyn, die es unterjochen.

Ein Herr vom Hofe, der diesen Gedanken, den er sehr rühmte, begierig auffaßte, schlug vor, in jedem Gebiet von einem gewissen Umfang sehr redliche und sanfte Herrschaftsherren zu erwählen, die den Landleuten von den Bedürfnissen des Staates mehrere Nachricht geben solten, um ihre Klägden zu unterdrücken; diese solten, um der guten Ordnung willen, Gerichtsbediente haben, und sich mit gewissen geringen einträglichen Rechten und Ehrenvorzügen, die in einem feyerlichen Edict der Reihe

nach

nach beschrieben wären, begnügen. Diese sehr redlichen und sanften Herren hatten schon einige eigenthümliche Güther in ihren wechselseitigen Bezirken. Diese dehnten sie darum weiters aus, weil ein Fluß die kleineren Bäche verschlingt; auch dehnten sie, vermittelst ihrer Gerichtsbedienten, ihre einträglichen Rechte aus. Verheyratheten sie ihre Töchter, so forderten sie ein Hochzeitgeschenk, um einen Theil der Mitgift auszumachen. Hatten sie in ihren eigenthümlichen Gütheren einiges Land umzugraben, so waren ihnen die Landleute jährlich so viel Tage Frohndienste schuldig. Verkaufte ein Privatmann ein ererbtes Land, so zog der Herrschaftsherr einen Theil des Wehrtes vorher ab (*); eine immerwährende Auflage war der hundertste Theil der allgemeinen Erndte. Was die Ehrenvorzüge betraf, so waren sie auf die

(*) Dieses ist das Recht, das man in Europa Lehngebühr und Kaufschilling (lots & ventes) nennt.

Knie zu fallen, wann ein solcher Herr fürbey gieng; in den Tempeln den Himmel um seine Erhaltung zu bitten; vor ihm, wie auf dem Altar (*) Benzoin zu brennen, und noch andere vorgeschriebene Ceremonien von der Art.

VI. Capitel.

Veränderung der Denkungsart, die den Chinki in grosse Verlegenheit bringt.

Chinki war in der Herrschaft eines vornehmen Mandarines, der zugleich ein prächtiges Schloß erbauete, zu dem sehr schöne Alleen führten, und das entzückende Gärten und ein sehr weitläuftiger Park zierten. Er hatte zu seiner Bedienung mehr Müßiggänger, als man nöthig gehabt hätte, ein grosses Stück Landes zu bauen. Die neue Einrichtung zog grosse

Ver-

(*) Benzoin, eine Art von wohlriechendem Gummi.

Veränderungen in der Denkungs-Art nach sich.

Zu allen Zeiten hatte man in Cochinchina geglaubt, daß die wilden Thiere dem ersten gehörten, der sie fangen könnte. Chinki entschloß sich, dieses Rettungsmittels sich zu bedienen; eine Sache, an die er in seinen glücklichen Zeiten nicht gedacht hatte. Ich will, sagte er, an einem Tag, wo die Erde meine Arbeit nicht bedörfen wird, auf die Jagd gehen. Er versuchte es; und kam, mit einer wilden Ziege beladen, zurück, die ihm die herrschaftlichen Förster zugleich mit seinem Pfeile wegnahmen, indem sie zu ihm sagten: Verwegener, weil es das erstemahl ist, so schenkt man dir die verdiente Strafe.

Da er des Morgens darauf auf seinem Felde war, fieng er zwey wilde Ziegen, die ihm sein Reis frassen. Diese That kam dem grossen Mandarin zu Ohren. Man hatte zwar in diesem Augenblick sehr wichtige öffentliche Neuigkeiten;

allein man sprach in dem ganzen Schloß nur von dieser. Das Gericht stellte eine Untersuchung an; Chinki ward zu einer Buße von funfzig Taels verdammt. Er konnte nicht begreifen, was für eine Art von Ungerechtigkeit die Erlegung eines schädlichen Thiers wäre, das der Herrschaftsherr für sein Vergnügen tödete. Nun dann, sagte er, vielleicht ist die Jagd seine herrschende Neigung. Laßt uns auf das Fischen legen. Ich habe ihn noch niemahls fischen sehen; und dann giebt es so viel Fische in unseren Flüssen. Er stellte seine Netze aus; und war glücklich. Ein neues Verbrechen, und eine noch stärkere Buß als die erste. Seine Weiber sagten unter sich, das Saltz kommt uns theuer zu stehen; wir brauchen viel für unser Vieh. Das Meer stößt an uns an, laßt uns versuchen, es zu machen, Chinki wird uns dafür Dank wissen. Ohne sein Wissen gehen sie weg, langen an, und füllen einige Geschirre mit diesem gesalzenen Wasser. Ein Mann von einer

rohen Mine, der da war, Wache zu halten, daß man das Meer nicht erschöpfte, hält sie an, um sie für den Richter zu führen. Glücklicher Weise für die armen Bekümmerten, sagte ein Tlamas-toues, der da fürbey gieng, zu dem harten Mann: Sieh da, zwanzig Taels, oder zwanzig Stockschläge sind schon bereit; zwanzig Stockschläge, hörst du? wann du diese guten Weiber nicht loslässest; wähle. Er wählte die Taels. Chinki, da er diesen Unfall vernahm, wußte nicht mehr, ob er die jedermann gemeine Luft ohngestraft athmen dörfte.

Man hatte von Vatter auf Sohn geglaubt, daß der Feldbau das edelste aller Handwerke wäre. Chinki sah Laquierer, Bildschnitzer, Porcellanarbeiter, u. s. w. in das Schloß kommen, die alle wohl gekleidet, in grosser Achtung waren, und die der Mandarin selbst bisweilen an seiner Tafel speisen ließ. Er zweifelte, ob er sich noch für besser als sie halten dörfte; allein wenigstens glaubte er sich mehr, als die Be-

dienten des Herrschaftsherren. Auf diesen Wahn hin wolte er sie nicht eher grüssen, bis sie ihn zuerst gegrüßt hatten. Einer von ihnen schwur, daß er ihn seine Pflicht schon lehren wolte; und die Lehre war eine Maulschelle. Chinki bezahlte die Lection reichlich mit einem Stock, den er in der Hand hatte. Er ward angehalten, in ein Gefängniß geworfen, und zum Pranger verurtheilt. Ich bin nicht der Angreiffer rief er; vielleicht habe ich eine gerechte Rache ein wenig übertrieben; allein wer ist wohl, wann er eine Maulschelle empfängt, seiner selbst genug Meister? dann ist endlich dieser Unverschämte weder tod noch verwundet ... An den Pranger ... Einfältiger, sagte der Richter zu ihm, glaube nicht, daß man dich strafe, weil du einen niederträchtigen Sclaven, der nicht besser ist als du, geschlagen; sondern weil du die Liberey eines grossen Mandarins beschimpfet. Alle diese Ideen verwirrten ihn noch mehr. Er begrif nicht, warum ein Mensch weniger Achtung verdiente,

als das Kleid eines anderen. Man hatte auch für gewiß geglaubt, daß alle Menschen aus dem gleichen Thon geschaffen wären; und bisher unterschieden sie sich durch nichts, als durch das Verdienst, und die Stellen. Diese Zeit war nicht mehr. Diejenigen, die man für ursprüngliche Edelleute erklärt hatte, und sonderheitlich die grossen Mandarinen bildeten sich ein, daß ihr Blut reiner, und zu erhabenen Tugenden tüchtiger wäre, als das Blut anderer Leute. Sie sagten es, sie druckten es, und liessen es auf der Schaubühne singen. Einige Weltweise, (dann deren giebt es allenthalben, wo noch Vernunft ist) machten diesen neuen Satz streitig. Man nennte sie Unverschämte, die gestraft zu werden verdienten; und es fehlte wenig, daß man diese neue Meynung nicht zu einem Staatsgesetz machte.

VII. Capitel.

Chinki überlegt, was er mit seinen Kinderen anfangen solle.

Chinki, der nun unaufhörlich von dem Herrschaftsherrn geplagt, durch seine Sclaven und durch die Handwerksleut, die in das Schloß kamen, beschimpft, sich zu der strengsten Nothdurft herunter gebracht sah, und in seiner vormahls so wohlhabenden und muntern Familie nichts als Armuth und eine klagende Traurigkeit fand, war allzu sehr überzeugt, daß sein Bauerhof nicht mehr zu dem Unterhalt, und zu dem Glücke derer, die ihn bewarben, hinreichte. Unruhig warf er seine Blicke auf die Künste, nicht für ihn; dann in seinem Alter war es zu späte, sondern für seine unglückliche Familie. Naru, der älteste seiner Söhne, war zwölf; und Onika, seine älteste Tochter, vierzehen Jahr alt. Er hatte sagen gehört, daß die Künste in der Hauptstadt blüheten, und alle Handwerke

darinn sehr schätzbar wären, weil sich alles Geld des Staates daselbst zusammen gerast fände. In der That sah man in den Provinzen keines mehr. Er begab sich also mit seinen zwey Kindern auf den Weg nach der königlichen Stadt, sonst Diuh-hac genannt, um sie ein Handwerk lernen zu lassen, und hoffte die anderen, je nachdem sie grösser würden, auch daselbst anzubringen. Er reisete durch die schöne Provinz Cacham, durch die von Quanquia, und langte an. Er erstaunte sehr, da er sah, daß man ihn bey den Pforten gantz aussuchte. Er schwur bey dem Tyen, daß er niemand bestohlen; und daß man in seinem Geschlecht weit entfernt zu stehlen, immer den Armen gegeben hätte. Er hatte in seiner Tasche Betel (*) von Guzarate: man nimmt es ihm weg; warum dann, sagte er, förchtet ihr, daß es meiner Gesundheit schädlich sey? Jedermann kauet da-

(*) Betel, ein Kraut, welches die Indianer immer kauen, und es auch anderen anerbieten, die sie beehren wollen.

von, und ich ziehe das von Guzarate allem anderem vor. Daran liegt gar nichts, antwortete man ihm; allein da es verbotten ist, so werdet ihr nun mit einer Buße von funfzig Taels davon kommen.

Chinki, seines Betels beraubet, und mit fünfzig Taels weniger, lief in zwanzig Wirthshäuser, wo man aber keine Landleute beherbergte. Endlich that man ihn, mit seinen Kinderen, aus Mitleiden, und für zwey Taels täglich, in einen kleinen, dunkeln und ungesunden Schlupfwinkel. Er erinnerte sich, die Reisenden wohl hundertmahl, mit einer anständigen Gastfreyheit, aufgenommen zu haben, indem er ihnen noch gedankt, daß sie sein Haus jedem anderen vorgezogen; dann Chinki hatte niemahls das schöne Thal von Kilam, in dem er gebohren war, verlassen; weil er daselbst sein Glück fand. Er wandte einige Tage an, die Stadt zu durchwandern; eine ganz neue Welt für ihn!

Das physische und moralische; alles brachte ihn zum Erstaunen. Prächtige Paläste in engen und eckelhaften Gäßchen; Laternen, die die Nächte nicht zu allen Jahrszeiten erleuchteten; ein schöner Fluß, und keine offentliche Brunnen; Wasser, das man mitten aus den Abläufen schöpfte, um es den Einwohnern zu verkaufen; Märkte, die den Cloaken ähnlich waren; Fleischmärkte, die die Mitte der Stadt ansteckten; Spitäler, wo die gesundesten Cörper den Hauch des Todes eingeathmet hatten; grosse schön gezierte Plätze, wo man wenig Leute sah; und enge Querstrassen, wo man sich beynahe erdrückte, um Possenspieler anzuhören; eine beschäftigte Menge Volkes, die immer herum lief, der eine Theil zu Fuße, der andere in verguldeten Carossen, mit geschminkten Gesichteren; Menschen, die er alle für Brüder hielt, und die man Tags und Nachts, die einen gegen den anderen, vor Mord und Diebstahl schützen mußte; neben dem Ueberfluß und der Pracht, die ihn bey jedem

Schrit-

Schritte rührte; unglückliche, halbnackende Bettler, und andere, die man hängen ließ. Was seine Aufmerksamkeit, in Ansehung der Absicht seiner Reise, am meisten auf sich zog, waren die allenthalben ausgestellten Künste.

VIII. Capitel.

Wie Chinki seinen Nahmen eines Cochinchinesers bey einem Schneider verliehrt.

Wann es Zeiten giebt, wo eine Nation zu dumm und zu unwissend ist, so giebt es auch wiederum andere, wo sie zu erleuchtet und zu witzig ist. Unter einer langen Folge von Regierungen waren die Künste und Handwerke eben so frey gewesen, als die Luft. Der gute Arbeiter ward durch den Grad der Bezahlung und durch das Lob des Publicums belohnt, der schlechte ward gestraft, indem er nichts verkaufte. Seit einiger Zeit hatte man die Künste,

ste, um sie zu vervollkommnen, in einen Kreis von Verordnungen aller Arten, und von sehr beschwerlichen Abgaben, gebracht. Chinki wußte von diesem allem nichts; und da er nur an die Handwerke, denen es niemahls an Arbeit mangelt, dachte, gieng er zu einem Schneider hinein.

Der Schneider arbeitete an diesem Tage nicht; weil er an einen Meisterschaftsschmauß gehen mußte. Er war in einem zierlich ausgerüsteten Zimmer, sehr wohl gekleidet, und seine Frau noch besser. Verzeihet, sagte Chinki, indem er seinen Sohn Narů an der Hand hatte, ich glaubte, zu einem Schneider zu kommen, und ihr seyd vielleicht ein Herrschaftsherr. „Ich habe mehr als einen gekleidet, antworte„te der Schneider; allein was wollt ihr von „mir, sonder Zweifel, euch kleiden lassen? . . . „ Ganz und gar nicht. Ich möchte euch dieses Kind in die Lehre geben. „ Ist er ein Fremder? . . . Nein, gewiß nicht, wir bauen schon von Vatter auf Sohn, sint mehr als acht Jahr-

hunderten

hunderten die gleichen Felder in dem Thale von Kilam; dem schönsten in Cochinchina. Und wann es auch zehen Jahrhunderte wären, versetzte der Schneider, so wäre er darum nicht weniger ein Fremder; weil er nicht in der Stadt gebohren ist; und ich glaube, verpflichtet zu seyn, euch zu berichten, daß, wann er die Meisterschaft begehren wird, er die Rechte derselben dreyfach wird bezahlen müssen. Was, sagte Chinki, muß man um ein Handwerk, das man versteht, zu treiben, und sich nützlich zu machen, bezahlen? Ich will kein Handwerk, wo man die Kunst mit Geld erpreßt, und einen Unterthanen des Königs für einen Fremden hält. Mein Sohn soll kein Schneider seyn.

IX. Capitel.

Warum Chinki seinen Sohn nicht zu einem Brodbecker thun kan.

Meister, sagte Chinki, ich bringe euch da einen Lehrjungen, wann ihr ihn annehmen wollt ... „ Ist er der Sohn eines Meisters? ... „ Ja, eines Meister Ackermanns; ich bin sein Vatter ... Armer Mann, versetzte der Brodbecker, wißt nun, daß euer Sohn nach seinen Lehrjahren, wann er euch so geschickt wåre, als ich, in die Meisterschaft nicht kan aufgenommen werden; weil er nicht der Sohn eines Beckermeisters ist. Wann er wenigstens eines Gesellen Sohn wåre, so kånnte man ihn weiters bringen; so lautet unsere Verordnung. Ich glaubte, sagte Chinki, daß man von einem Handwerksmann nach der Arbeit und nicht nach der Herkunft urtheilte. Erbt der Sohn eines Meisters von der Geschicklichkeit seines Vatters. Der meinige soll kein Brodbecker werden.

X. Capitel.

Chinki geräht in Verlegenheit, weil er die Feinheit der Sprache nicht kennt.

Kauft von meinen Pasteten, rief ein Pastetenbecker den Fürbeygehenden zu. Ich wolte lieber, sagte Chinki zu ihm, daß dieser Knabe sie machen könnte, als sie essen. Nehmt es auf euch, für den Preis, den wir mit einander machen werden, ihn dieses zu lehren . . . Ist er der Sohn von einem Meister . . . Man hat mich dieses auch schon gefraget ; allein er hat dieses Glück nicht . . . „Nun dann, ist er wenigstens der Sohn zu einem Meister? . . . Ich verstehe euch nicht . . . „Ich will mich „deutlicher erklären: Ist er gebohren worden, „eh sein Vatter in die Meisterschaft aufgenom„men ward, oder nachher? . . . „Weder das eine, noch das andere; weil ich, ein ehrlicher Landmann, sein Vatter bin. Desto schlim-

mer für Euch, und für ihn, versetzte der Pastetenbecker; dann wann er wenigstens Sohn zu einem Meister wäre, und er sich zum Meister wolte annehmen lassen, so würde er, ob er gleich noch einmahl so viel, als der Sohn eines Meisters zahlen müßte, demnach weit weniger zahlen, als einer, der weder das eine noch das andere ist. Ich hatte für gewiß geglaubt, sagte Chinki, daß das einige, was man von einem Pastetenbecker forderte, wäre, gute Pasteten zu machen. Mein Sohn soll weder gute noch schlechte machen. Lebt wohl, und verkauft eure theuer.

X I. Capitel.

Chinki wird genöthigt, zu gestehen, daß man immer noch Unglücklichere findet, als sich selbst.

Es war so eben Mittagszeit. Chinki gieng in die erste Schenke, die er antraf. Bey dem Tische, zu dem er sich setzte, waren zwey

Handwerksleute, die mit trauriger Mine, und ohne ein Wort zu sagen, spiesen; ein Lederbereiter und ein Lohgerber. Er erzehlte ihnen ganz verdrießlich seine Begebenheiten dieses Morgens. Mir ist es noch weit schlimmer gegangen, sagte der Lederbereiter, als ich mich vor sechs Monaten für die Meisterschaft anmeldete. Ich war weder der Sohn eines Meisters, noch der Sohn zu einem Meister. Es blieb mir also nur ein einiges Mittel übrig, nemlich eines Meisters Wittwe oder Tochter zu heyrathen. Dann, nach den Verordnungen, giebt das eine und das andere das Recht der Meisterschaft. Ich habe mich also entschlossen, eine Wittwe zu heyrathen, die sich nun einfallen läßt, in ihrem sechzigsten Jahre eifersüchtig zu seyn. Ich habe keine guten Augenblicke, als die, die ich fern von ihr zubringe. Diß ist auch die Ursache, warum ich hier zu Mittag speise, an statt, daß ich bey Hause und neben meinem Gewerbe essen solte.

Ach! versetzte der Lohgerber, hätte ich doch eher noch euere Wittwe, als eines Meisters Tochter geheyrathet. Diese muß man nehmen, so, wie sie sind. Meiner Frauen verzeihe ich es noch, daß sie schielend und bucklicht ist; allein, daß sie eigensinnig ist, und bey Hause in allen Theilen Meister seyn will, diß verzeihe ich ihr nicht.

Freunde, sagt Chinki zu ihnen, ihr seyd noch beklagens wehrter als ich, der ich zwey Weiber habe, mit denen ich sehr wohl zufrieden bin; und ihr gebt mir über den Geist euerer Verordnungen Licht. Ich verlange für meinen Sohn weder eine sechzigjährige Wittwe, noch eine schielende, bucklichte und eigensinnige Tochter. Er soll weder ein Lederbereiter noch ein Lohgerber werden. Ich will sehen, ob ich bey einem Schuster glücklicher seye.

XII. Capitel.

Es ist nicht immer wahr, daß die Schuster die schlechtesten Schuhe tragen.

Derjenige, bey dem sich Chinki meldete, kam so eben von einem Mandarin des Hofes zurück, dem er das Maas genommen hatte. Er zog ein schönes seidenes Gewand aus, um seinen Arbeitkittel wieder anzuziehen, und gewiß, seine Schuhe entsprachen seinem Gewand. O! sagte Chinki bey sich selbst, diß ist ein gutes Handwerk ... Glücklicher Meister, machet meinen Sohn auch so geschickt, als ihr seyd ... „Ich habe, ihr sehet es, schon einen Lehrjungen. „ Was liegt daran, ihr werdet sie beyde mit einander anführen; ihr werdet nicht vielmehr Mühe haben . . . „ Ob etwas daran „ liege? wollet ihr für mich, der ich überdas „ euch euren Sohn zurück zu geben genöthiget „ seyn würde, hundert Taels Buße geben?

„ Ein

„ Ein einiger Lehrjunge, diß will die Verord-„ nung . . . „ Ey, das kan nicht seyn, versetzte Chinki, euere Verordnungen würden der Ordnung der gesunden Vernunft zuwider seyn. Erforderet nicht der Nutzen des Staates, daß man die beschäftigten Leute, so viel es möglich, vermehre? Eine solche Ungereimtheit . . . Er wolte fortfahren, als man eben dem geschwornen Schuster Nachricht gab, daß sich ein Schuflicker unterstanden hätte, neue Schuhe zu machen. Der Schuster verließ den Chinki, um zu Bestrafung dieses Verbrechens zu eilen; allein in dem gleichen Augenblick trat ein geschworner Schuhflicker herein, der sich des Schusters bemächtigte, weil er alte Schuhe geflickt hatte.

Wie? sagte Chinki, der eine wird bestraft, weil er neues gemacht, der andere, weil er altes ausgebesseret. Mache nun Schuhe, wer da will, Narû wird keine machen. Nun dann, versetzte der Meister, sehet euch nach irgend einem Handwerk, das unter dem unsrigen ist,

um; zum Beyspiel ein Mützenmacher oder ein Küfer.

XIII. Capitel.

Irthum des Chinki über die Leichtigkeit Mützen und Fässer zu machen.

Chinki fand, durch ein sonderbares Glück, einen Mützenmacher, der sehr dienstfertig war. Man war schon über den Preis der Lehrzeit einig. Gott sey Dank, sagt er, mein Sohn wird also in einem oder höchstens in zwey Jahren Mützen machen können ... „ Nein, die Lehr„ zeit dauert vier Jahre ... „ Nun dann, so sey es, in vier Jahren wird er also Meister werden. „ Nein, noch nicht, er muß überdas noch „ sechs Jahre lang Gesell seyn. „ Was denkt ihr dann, sagte Chinki, zehen Jahre, um in der Kunst, Mützen zu machen, ein Meister zu werden? Derjenige, der die Mützenverordnung gemacht hat, dachte, wie ein Mann ohne Kopf.

Narù, du wirst keine Mützen machen. Nun dann, so mache er Fässer, antwortete der Mützenmacher; da wird es mit sieben Jahren Lehrzeit, ohne Gesellenzeit, gethan seyn. Man hätte ja, versetzte Chinki, um ein Schiff bauen zu lehren, nicht so viel Zeit nöthig. Das Ende der Lehrzeit soll dann seyn, wann man keinen Unterricht mehr bedarf. Lebt wohl. Vielleicht finde ich irgend ein Handwerk, wo man mir diesen Grundsatz zugeben wird.

XIV. Capitel.

Vergebliches Mitleiden eines Eßighändlers mit Chinki.

Ein Eßighändler gieng aus der Werkstadt des Mützenmachers in dem gleichen Augenblick, wo Chinki; er hatte alles gehört. Ich nehme, sagte er zu ihm, an euerem Kummer Theil; diese Mützenmacher und Küfer sprechen so hoch, als ob es schwerer wäre, eine Mütze,

oder ein Faß, als vortreflichen Eßig zu machen. Laßt diesen lieben Knaben unser Handwerk treiben. Ich bin es zufrieden, sagte Chinki, dann wann er endlich nur als ein redlicher Mann sich durchbringen werde, so liegt mir wenig daran, auf was Weise; ich übergebe ihn euch. Ey, antwortete der Eßighändler, wann ich nur schon sieben Jahre lang Meister wäre, um, wie die Verordnung lautet, das Recht zu haben, einen Lehrjungen anzuführen, so wolle ich ihn gern annehmen; allein ich bin nun blos sint vier Jahren Meister. Sieben Jahre Meisterschaft, versetzte Chinki, um andere Eßig machen zu lehren! Ich sehe, daß euer Handwerk eben so wohl seine Schwierigkeiten hat, als andere. Ich will mich anderswo anmelden.

X V. Capitel.

Eins zieht das andere nach sich.

Chinki hatte einen Hafen nöthig, um sein Reis zu kochen. Er gieng zu einem Töpfer; und nachdem er sein Handwerk untersucht hatte, sagte er zu ihm: Ich wolte gern, daß ihr der Meister meines Sohnes wäret. Ich wolte es auch, antwortete der Töpfer, ich würde dabey gewinnen, und euer Sohn nichts verliehren; dann ich würde ihn mit eben so vieler Leichtigkeit anführen, als ich diese Töpfe, die ihr mir aus den Händen gehen sehet, mache; allein wir haben ein Gesetz, das verbietet, jährlich mehr, als zehen Lehrjungen, zu unterrichten. Die Reihe ist schon an mir gewesen; es ist nun an anderen, dieses Rechts sich zu bedienen. Ich will mich also bey euren Handwerksgenossen erkundigen, versetzte Chinki, wann . . . Ihr werdet umsonst zu ihnen gehen, die Anzahl der Lehrjungen ist vollständig. Man muß bey der Ver-

ordnung bleiben. Chinki gieng von ihm weg, indem er sagte, derjenige, der die Verordnung mit den Töpfen gemacht hat, redete, wie ein Krug —

XVI. Capitel.

Wie Chinki verwundet ward, da er sich allzu sehr mit seinem Gegenstand beschäftigte.

Chinki dachte, indem er über die Strasse gieng, an nichts, als an den Unsinn der Verordnungen. Plötzlich stößt er mit dem Kopf in ein Fensterglas, das ein Glaser trug; er zerbricht es, verwundet sich; und zum Troste reißt ihn der Handwerksmann in seine Bude hinein, um ihn zum Ersatze des Schadens zu zwingen. Nur nicht so viel Lerm, sagte Chinki, wann dergleichen Zufall euch begegnet wäre, so hätte ich mich um nichts bekümmert, als daß ich euch verwundet hätte. Wie viel müßt ihr dafür haben?

ben? ... „ Zehen Taels, auf mein Gewissen ... Hier habt ihr sie, Ich würde euch wohl mehr geben, wann ihr meinen Narü, den ihr hier seht, euer Handwerk lehren woltet. Ey nun, das läßt sich thun, sagte der Glaser. Mein Lehrjung, den ich habe, hat so eben seine Lehrzeit vollendet. Das Handwerk ist gut; dann man bricht sehr viele Scheiben in dieser Hauptstadt; und es kostet nicht viel, ein Glaser zu werden. Wie viel, sagte Chinki, ... Lehrzeit und Meisterschaftsunkosten; antwortete der Glaser, alles zusammen gerechnet, 900 Taels ... 900 Taels rief Chinki, um Glas schneiden zu lernen, und das Recht dazu zu haben. Ich sehe, daß der geschickte; aber arme Handwerksmann, sich nicht aus seiner Armuth hinaus schwingen; und hingegen der ungeschickte Handwerksmann, der Geld genug hat, eine Meisterschaft zu erkaufen, sich bereichern kann. Ich bin nicht reich genug, 900 Taels aufzuopferen. Ich würde meinen andern Kindern nichts übrig lassen. Dieser

ser wird, unglücklicher Weise, so, wie sein Vater, Scheiben brechen können; allein er wird keine machen.

Die Nacht rückte heran, und Chinki gieng wieder in sein Wirthshaus zurück. Seine Tochter Dinka hatte in dem kleinen Kämmerchen einen traurigen Tag zugebracht; indem sie immer an einem Fenster stand, um die Fürbeygehenden zu betrachten; eine Zerstreuung, die ihre Langeweile nicht vertrieb. Sie erinnerte sich an die schönen Felder von Pulocambi, an das Grüne, das sie bedeckte, an die Heerden, die sie bevölkerten, an die Bäche, die sie benetzten, an die entzückenden Früchte, die sie daselbst pflückte, an die reine Luft, die sie athmete, an die Liebkosungen der beyden Mütter, an ihre Tänze mit ihren Brüdern und Schwestern, an alle ihre ländlichen Ergötzlichkeiten, und selbst an ihre Beschäftigungen, die selbige noch reitzender machten. Noch eine andere Begebenheit hatte ihre Traurigkeit vermehrt. Unter der Menge der

Fürbeygehenden hatten einige wohlgekleidete Jünglinge ihr lächelnd zugewunken. Sie hatte sich eingebildet, daß sie ihrer spotteten; sie weinte, als Chinki herein trat; und da sie auf seinem Gesichte die blutigen Spuren der zerbrochenen Fensterscheibe wahrnahm, flossen ihre Thränen noch häuffiger. Nach einigem Schluchzen erzählte sie ihm von ihrer Langenweile, und von den spöttischen Geberden, die man gegen ihr gemacht hätte. Dieses ist nur allzuwahr, sagte der Vatter, diese boshaften Stadtleute haben die jungen Mädchen nur zum besten; man muß sie ausweichen. Sieh nur nicht mehr zum Fenster hinaus. Hernach tröstete er sie, so gut er konnte. Er machte ihr Hoffnung zu einem besseren Schicksal, dann zumahlen, wann sie durch ein gutes Handwerk sich ein solches verschaffen könnte, indem er ihr vorstellte, daß der Ackerbau sie nicht mehr ernähren und erhalten könnte; und daß sie endlich ihre Geschwisterte, die zu ihr kommen würden, auch wieder sehen würde. Man spieß zu Nacht, und schlief.

XVII. Capitel.

Standhaftigkeit des Chinki in seinem Vorhaben.

Kaum stieß, des Morgens darauf, der Tag noch an den Himmel, als Chinki, nachdem er seine Tochter einer dienstfertigen Nachbarin anvertrauet, um sie nicht, wie den Tag vorher, ganz einsam zu lassen, mit seinem Sohn ausgieng. Er sah auf der Strasse nichts anders, als gemeines Volk, Lastthiere und Kärren. Er sah keine von den schönen Carossen, die ihn gerührt hatten, keines von den reichen Kleidern, die den Ueberfluß anzeigen, mehr. Er äusserte sein Erstaunen gegen einen Tischmacher, der schon in seiner Werkstadt war. Die feinere Welt, die ihr nicht sehet, sagte der Handwerksmann, wird erst in vier oder fünf Stunden aufstehen. Diese Leute, versetzte Chinki, können sich die guten Augenblicke schlecht zu Nutz machen. Die Farben der Morgenröthe, das Erwachen der gan-

zen Natur, die kühle Morgenluft, alles dieses wird verschwunden seyn, wann sie die Augen aufthun werden; und was werden sie alsdann sehen? Steinhäufen; und was thun? sie pflanzen nichts, sie treiben ja nicht einmahl ein Handwerk.

Da er dieses sagte, so ergriff ein Knabe von dem gleichen Alter, wie sein Sohn, einen Hobel, und stieß ihn sehr nachläßig. Nun, was ist dieses wieder, sagte der Tischmacher, der sein Vatter war, steckt dir dann diß verfluchte vergolden immer im Kopf. Du magst nun wollen oder nicht, du sollst niemahls ein anderes Handwerk, als das meinige, treiben. Warum das? versetzte Chinki; weil dieses eine bestimmte Neigung ist, so macht eher einen vortreflichen Vergulder aus ihm, als einen mittelmäßigen Tischmacher; und nehmt meinen Sohn, um ihn zu lehren. Dafür werde ich mich wohl hüten, erwiederte der Handwerker, der meinige kann in kein anderes Handwerk hinüber gehen, ohne sich einer vergeblichen Arbeit von sieben bis acht Jahren

ren zu unterziehen; und mich für seine Aufnahme in die Meisterschaft in grosse Unkosten zu bringen; da er hingegen in dem Handwerk seines Vatters der Vorrechte der Herkonst geniessen wird. Ich weiß zwar wohl, daß es für alle Handwerke, und für das Publicum selbst, vortheilhaft wäre, wann man den Söhnen der Handwerksleute die Freyheit liesse, sich dasjenige Handwerk, das ihnen am besten gefallen würde, zu wählen; allein die Verordnungen verbiethen es; meine Schuld ist es nicht. Schon wieder Verordnungen, sagte Chinki; werde ich dann keine Kunst entdecken können, die keine hat?

XVIII. Capitel.

Wie Chinki gehindert worden, seinen Sohn zu einem Schlosser zu machen.

Chinki gieng bey einem Palast fürbey, dessen Aufführung so eben vollendet ward; ein Schlosser gieng hinein, der ein Schloß trug, das

das Chinki bewunderte. Geschickter Meister, sagte er zu ihm, woltet ihr meinen Sohn wohl in den Stand setzen, eben so gut zu arbeiten? Ich bin kein Meister, erwiederte der Künstler. Wie, habt ihr nicht dieses schöne Kunstwerk gemacht? ... Vor vier Jahren habe ich noch schönere gemacht; allein da ich nicht das Glück gehabt habe, meine Lehrzeit in der Hauptstadt zuzubringen, so fordert man von mir, daß ich acht Jahre lang bey den Meisteren arbeite, ehe ich selbst Meister werden kann, und nun zähle ich erst sieben. Bis zu dieser Zeit muß ich mich mit dem täglichen Verdienste eines Taels begnügen; da ich hingegen mit dem Vorrecht der Meisterschaft zehen bis zwanzig gewinnen würde. Diese verdienen wir jetzt nur für unsere Meister. Auf die Weise lassen sie uns die Dienste, die wir ihnen leisten, bezahlen.

Nur acht Jahre fordert man von euch, sagte ein Zimmermann, der zwey Schritte von da einen Balken viereckigt hieb; ihr seyd in Ver-

gleichung mit uns, denen man zwölfe vorschreibt, sehr wohl gehalten. Freund, sagte Chinki zu ihm, dieses ist um so viel lächerlicher, als die Verfertigung eines Balken, mir weit unter der Verfertigung eines Schlosses zu seyn scheint. Allein ihr, geschickter Schlosser, wann ihr viele Arbeit für euere Rechnung machen würdet, was würde daraus entstehen? ... Die Wachen und die Geschwornen der Gesellschaft würden mir bald über den Halß fallen. Die Wachen! erwiederte Chinki, ich glaubte, daß der König allein Wachen hätte; und diese Geschwornen, was schwören sie? ... Sie schwören auf sehr viele Puncten; zum Beyspiel auf die Einschränkung der Anzahl der Lehrjungen Acht zu geben; den, der seine Kunst schon versteht, viele Jahre lang in der Lehrzeit zu halten, ihn noch überdas seine Gesellenzeit richtig beobachten zu machen, und sonderheitlich zu hinderen, daß man, so geschickt man immer seyn mag, sich nicht in seinem Nahmen zu arbeiten unterstehe, wann man nicht Meister-

sterschaftsbriefe hat. Die Wachen geben ihnen Nachricht von den Ubertretungen; und wann ich dem Raht, den ihr mir gebet, folgete, so wåre ich verlohren.

Ich verstehe euch, sagte Chinki, das will sagen, eure Geschwornen schwören, die Kunst in allerhand Fesseln zu zwingen, um das Monopolium der Meister zu begünstigen. Narů soll weder ein Schlosser noch ein Zimmermann werden.

XIX. Capitel.

Durch welchen Zufall Chinki in eine Versammlung von Meistern kam?

Chinki sah viele Leute zu einer grossen Thüre hinein gehen, ob welcher man las: Saal der Meisterschaft. Die Meister waren da zusammen berufen worden; um über Meisterstücke zu urtheilen. Zwey meldeten sich bey der Innung an, der eine ein Vergulder, der andere ein Laquierer, jeder wies sein Meisterstück mit einer zuver-

sichtsvollen Mine, die sie nicht hätten haben sollen. Ihr verstehet euer Handwerk gar nicht, entschieden die Geschwornen, Lehrjungen von sechs Monaten würden eben so gut arbeiten. Sie waren untröstbar! so viel verlohrne Zeit und Kosten, sagten sie, was wird aus uns werden? und wann ihr auch noch weniger verstehen würdet, versetzten die Geschwornen, so werdet ihr darum nichtsdestoweniger in die Meisterschaft aufgenommen werden, weil man, nach den Satzungen, sich von den Meisterstücken loskaufen kann; Ihr, Vergulder, seyd, als der Sohn eines Meisters, nur zu dem kleinen Meisterstück verpflichtet. Euch wird es dreyßig Taels kosten. Ihr Laquierer werdet, da ihr diese Eigenschaft nicht habt, hundert Taels bezahlen.

Ein dritter meldete sich an, der ein Färber war. Er wies ein Meisterstück vor, an dem nichts auszusetzen war, einen Stoff von dem allerschönsten Purper; allein unglücklicher Weise hatte er Kinder; und es war eine Satzung da,

die verbot, einen Aspiranten anzunehmen, der Vater war, weil seine Kinder wenigstens Söhne eines Meisters, und folglich von gewissen Rechten, die die Gesellschaft nicht verliehren wolte, befreyt gewesen wären. Nun wallte Chinkis Blut heftig in seinen Adern. Ihr hier versammleten Meister, rief er aus, zur Aufnahme der Künste gebt ihr ihnen Fesseln. Wann das Meisterstück nützlich ist, so kan das Geld selbiges nicht ersetzen; ist es aber, wie ich glaube, in den blos mechanischen Kůnsten überflüßig, warum fordert man es? Der Handwerksmann, der schlecht arbeitet, wird durch Verwerfung seiner Arbeit bestraft werden; ein weit empfindlicherer Sporn, als das Meisterstück. Welch eine Ordnung, wo das Geld die Wissenschaft ersetzet? Was den Färber, der euch ein untadelhaftes Meisterstück aufweiset, betrift, und den ihr von der Meisterschaft ausschliesset, weil er Vater ist, so frage ich euch, ist es wohl der Nutzen des Staates, den Vaterstand nach-

theilig zu machen, und die Bevölkerung zu hinderen?

Man zweifelte, ob er nicht etwann recht haben möchte, und stellte ihn hinaus.

XX. Capitel.

Wie Chinki unvermuthet bewogen ward, die Urtheilssprüche des Tribunals der Künste anzuhören.

Chinki warf seine Blicke auf alle Handwerke, sonderheitlich auf diejenigen, deren Erlernung leicht, und kurtz seyn könnte. Endlich blieben seine Blicke bey einer Geiselfabric stehen. Vielleicht ist dieses etwann, was ich suche, sagte er, es ist eben nichts ausserordentliches, eine Geisel zu machen; ich habe selbst, ohne es gelernt zu haben, dergleichen für meinen Gebrauch gemacht. Es ist wahr, diese sind sehr niedlich ausgeschmückt, wie es sich für eine prachtvolle Stadt schicket; allein dieses ist zuletzt nur eine

kleine

kleine Arbeit mehr. Nach diesem Schlusse grüßt er den Handwerksmann, und stellt ihm seinen lieben Narů vor. Ich habe nicht Zeit, euch anzuhören, sagte der Handwerksmann, ich eile zu dem Tribunal der Künste, wo ich einen wichtigen Proceß habe; wann ich wieder zurück komme, wollen wir mit einander reden. Ich will euch dahin begleiten, sagte Chinki, um euch, wann ihr gewinnet, Glück zu wünschen. Er begleitete ihn auch wirklich.

Bey der Verhör fanden sich viele Gegenpartheien des Geiselmachers ein; Dreher, Bretspielmacher, Lederbereiter, Seiler, Vergulder, Mahler, und Laquierer, die alle, aus guten Gründen, ihm das Recht sein, und seiner Familien tägliches Brod, mit Geiselmachen zu verdienen, streitig machten. Die Dreher maßten sich die Verfertigung derselben an, in Absicht auf die Ruhte und den Handgriff. Ja, warfen ihnen die Bretspielmacher ein, allein ihr dörft euch nur des inländischen Holzes bedienen, und wann von

fremdem Holtz die Rede ist, ist dieß unser Vorrecht. Die Lederberriter wandten das Leder; die Seiler die Schnur, die Vergulder, Mahler, und Laquierer, die verschiedenen Zierrathen vor.

Das Tribunal entschied, daß alle Parthien, die jede nach dem Geist ihres Handwerkes, zu der Verfertigung der Geisel beytragen solten, so, daß dem Geiselmacher nur noch das Recht, alles zusammen zu fügen, übrig blieb. Chinki seiner seits entschied, daß man sich dieses Instrumentes bedienen solte, die rechtenden Parthien, und die Verordnungenmacher, wann man sie vorher gesattelt und gezäumt hätte, zutreiben; und wolte von diesem Handwerk nichts mehr wissen.

Man führte noch andere Processe dieser Art, die ihm die Rechtsgelehrtheit der Künste in einiges Licht setzten. Die Bretspielmacher machten ausschliessungsweise Ansprüche auf die Verfertigung der Fächer, um des Holzes, und die Fächerkrämer um deß Papiers willen. Die Unkosten

kosten dieses auf das äusserste getriebenen Processes, beliefen sich schon auf zwanzig tausend Taels; und um eben dieses Grundes willen ward in dieser Versammlung noch nicht darüber abgesprochen.

Anderer seits griffen die Jubilierer, Goldschmiede und Krämer ebenfalls einander an. Der Goldschmidt behauptere, daß der Juwelierer den Stein nur auf dem Papier verkaufen dörfte, und daß es ihm (Goldschmidt) allein zukäme, ihn einzufassen. Der Krämer sagte: ich mag es leiden, daß der Juwelierer den Stein schneide, und der Goldschmidt ihn einfasse; allein um der heiligen Gerechtigkeit willen, habe ich die Freyheit, ihn eingefaßt zu verkaufen.

Die Kutschenmacher und die Taschner waren nicht weniger gegen einander aufgebracht; der Kutschenmacher maßte sich das Recht an, die Kutsche, die er machte, in Riemen zu hän-

gen; und wann ich, sagte er, Räder machen könnte, so gienge ich selbst nicht einmahl zu dem Wagner. Der Taschner bekümmerte sich wenig um die Räder; allein die Riemen maßte er sich an; das Tribunal sprach sie ihm ausschliessungsweis zu.

Dieser Spruch gab einige Tage hernach zu einem Morde Anlaß. Ein tunquinesischer General, eine ganz kriegerische und wilde Nation, hatte eine Kutsche zu machen angegeben. Die Kutsche langte in dem Wirthshaus, wo er wohnte, nicht an. Er geht zu dem Handwerksmann ... „ Blitz und Teufel! wo ist meine Kutsche? ... „ Hier, mein Herr, ist sie ganz fertig, nur die Riemen mangeln; diese sind bey dem Taschner ... „ Und warum hast du sie dann dorthin getragen, du gestrichelter Esel? ... „ Ich habe sie nicht dahin getragen. Es ist mir verbothen, die Riemen herzuschaffen ... „ Du gedoppelter Schelm, willt du mich noch „ bereden, daß die Gesetze einer weisen Nation

„ dich

„ dich hinderen, dein Handwerk zu treiben. Nun „ dann, du solt weder Kutschen noch Riemen „ machen; lies hier deinen Kopf auf . . . „ In der That, ein Säbelstreich hatte ihn schon auf den Boden hingeworfen. Man fällte einen andern Urtheilsspruch, der die unverrückte Redlichkeit der Richter sonnenklar bewies. Man bediente sich, um Musik zu drucken, ungestallter Buchstaben. Ein Buchdrucker wies neue auf, die augenscheinlich reiner und genauer waren. Dieser Augenscheinlichkeit, die nicht allenthalben von guter Wirkung ist, ohngeacht, verboth das Tribunal, weil das ausschliessungsweise Vorrecht, Musik zu drucken, einer Person allein gehörte, es besser, als bisher, zu machen. Die Verhör endete mit der Abstrafung einer nicht zu entschuldigenden Ubertretung. Ein Tuchhändler hatte sich nicht begnügt, Tuch für ein Kleid zu verkaufen, ein unwidersprechliches Vorrecht seiner Handlung; sondern er hatte sich unterstanden, das seidene Futter, und so gar die ganze

Aus-

Ausrüstung des Kleides, die, nach den Verordnungen, bey anderen Kaufleuten hätten genommen werden sollen, zu verkaufen. Er ward von den Richteren sehr streng ausgescholten, und zu einer Buße von zwey tausend Taels verurtheilt.

Der oberste Vorsteher der Tuchhändler rächte plötzlich die ganze Gesellschaft an diesem Unfall. Er klagte mit einer langen Würde; dann er war mit einem schwarzen schleppenden Gewande bekleidet, einen Krämer an, daß er beschuldiget und überwiesen seye, einige wollene Futter verkauft zu haben. Das Tribunal aber erklärte ihn dergleichen Strafe schuldig. Chinki urtheilte anders; diß ist ja, sagte er, wie wann man mir verbiethen würde, auf den Märkten den Salat mit den dazu gehörigen schmackhaften Kräuteren zu verkaufen? Ich will meinen Sohn nicht solch processüchtigen Handwerken aussetzen.

Chinki hatte diesen Tag verlohren, und an dem Ende desselben entdeckte er noch einen an-

dern Verlust. Bey seiner Zurückkunft in das Wirthshaus suchte er einige Kleider, die er für seine Kinder mitgenommen hatte, vergebens. Man hat mir gestohlen, sagte er zu der Wirthin .... Gestohlen, antwortete sie; das hat man zu erwarten, wann man Leute von euerer Gattung beherbergt. Das begegnet einem nicht, wann man mit ehrlichen Leuten zu thun hat ... Gestohlen, allein hattet ihr dann den Schlüssel nicht in eurer Tasche? ... Verzeiht mir, ich habe nur nicht einmahl einen gesehen. Auf dem Lande, da ich immer unter andern ehrlichen Leuten lebte, hat man keine Schlösser. Indessen hat derjenige, der mir gestohlen hat, sehr unrecht gethan; hätte er mir nur sein Bedürfniß entdecket, so hätte ich ihm das, was er mir genommen hat, gegeben. Die Wirthin fieng an zu lachen, und empfahl ihm sehr, seine Thüre immer zu schliessen. Seine Tochter Dinka hatte diesen Tag etwas angenehmer zugebracht, als den vorhergehenden; allein sie bereute ihren

Rock, und eine Stadt, wo man die Mädchen bestahl, gefiehl ihr sehr schlecht.

XXI. Capitel.
Was den Chinki bewog, zu dem Tribunal der Künste zurück zu kehren.

Chinki durchgieng in seinem Gedächtniß alle Streitigkeiten und Urtheile, die er gehört hatte, wieder; seine Augen wurden ihm nun über den Geist, und über die Verordnungen der verschiedenen Handwerksgesellschaften eröffnet; und da er seine ganze Familie in denselben unterbringen wolte, so kehrte er zu dem Tribunal zurück.

Zu den Füßen der Richter war ein Rechtender, der über Ungerechtigkeit klagte, indeme er eine Wanduhr wies, die den Beyfall aller Kenner hatte. Warum wolt ihr ihn nicht zum Meister annehmen? sagte das Tribunal zu den geschwornen Uhrenmachern. Gestehet ihr nicht, daß seine Uhr alle diejenigen, die man bis jezo

gese-

gesehen, übertreffe? Wir gestehen es, sagten sie; allein der sie gemacht, hat keinen Beruf. Ein junger Richter, dessen Vernunft das Lesen der Verordnungen noch nicht zerrüttet hatte, begriff nicht, wie man mit so vieler Geschicklichkeit ohne Beruf seyn könnte. Die Richter belehrten ihn, indem sie zu ihm sagten, daß dieser Künstler seine Lehrzeit nicht in der Stadt zugebracht hätte, und alle alten Richter brachten ihn, durch Vorweisung der Verordnungen, wieder auf den rechten Weg. Es blieb ihm also nichts übrig, als Zeitlebens bey Meistern, die weniger geschickt waren als er, zu arbeiten.

Kaum war dieser Spruch gefällt, so hörte man lauter Ausdrücke der Bewunderung, die eine Kiste von dem allerfeinsten Firniß, die für das Zimmer der Königin bestimmt war, veranlaßte. Wird man nun, sagte der Künstler, noch sich bedenken, mir Meisterschaftsbriefe zu ertheilen. In der That sagten die Richter zu den geschwornen Laquierern, was habt ihr diesem da

vorzuwerfen? Er hat seine Lehrzeit in der Stadt zugebracht, er hat seine Gesellenzeit erfüllet, sein Meisterstück ist bewundernswürdig, warum säumt ihr dann noch länger? Fraget ihn nur, erwiederten die Geschwornen, was er für eine Religion habe?

Das Volk war in zwey Seckten getheilt. In die Sekte des Fo, und in die Sekte des Somonakondom, des, welche der König von Siam herberufen hatte, um sie der ersten entgegen zu setzen, die sich der Regierung furchtbar machte. Alle Handwerksgesellschaften, waren von der Sekte des Fo. Die Anhänger der Sonomakondom waren nicht so zahlreich. Allein sie schmeichelten sich, durch die Gunst des Hofes bald beträchlicher zu werden. Alle Gelehrten waren von der alten Religion des grossen Chinesischen Reiches, Anbeter des Gottes des Himmels.

Der Präsident des Tribunals sammelte, wie man bey wichtigen Geschäften thut, alle seine

Aufmerksamkeit zusammen, und forderte den Künstler in folgenden Ausdrücken zur Verantwortung auf ... Glaubet ihr nicht, daß ein Cochinchineser, nachdem er in dem kindlichen Gehorsam auferzogen worden, ein guter Vatter, ein guter Ehemann, ein guter Nachbar, ein guter Freund, mitleidig gegen die Unglücklichen, gastfrey gegen die Fremden, gerecht gegen alle, den Gesetzen und dem Monarchen gehorchen müsse? Seyd ihr nicht versicheret, daß in dem Himmel eine Vorsehung herrsche, dessen wachtsames Auge alles bemerket, alles lenket; daß die Tugendbelohnungen, das Laster Strafen zu erwarten habe. Eine Lehre, die der Gott Fo gelehret, und unverwerflich bekräftiget hat, da er in der Gestalt eines weissen Elephanten erschien.

Dieses glaube ich alles, antwortete der Künstler, nur den weissen Elephanten nicht, der mich nicht besser machen wird, als ich bin; noch mich schönere Kisten zu verfertigen fähig macht.

Ich ziehe, ich weiß eben nicht eigentlich warum, das Wunderzeichen Somonakondom vor das nach fünf hundert und siebenzig Seelenwanderungen die gleiche Lehre lehrte, und die Erde von einem Ungeheuer, das sie verheerte, befreyte; und wann ich es an der Zeit haben werde, so will ich gehen, die Reliquie von einem Fuße des Somonakondoms, die, wie man versichert, in drey verschiedenen Orten, in dem Königreich Siam, in dem von Pegu, und in der Insul Ceylan, eingegraben ist, zu besehen. Allein wovon ist hier die Rede? Ist es nicht von der Vollkomnenheit der Künste?

Das Tribunal hatte mit seiner Dummheit Mitleiden; allein da die schöne Kiste von Firniß der Königinn größtes Vergnügen war, so dörfte es ihm für dißmahl die Meisterschaft nicht gänzlich absprechen. Man gab ihm einen Monath Zeit, um sich unterrichten zu lassen, und seine ungereimten Grundsätze abzuschwören.

Ein Sticker, der ein Banian war, ward nicht mit so vieler Nachsicht angesehen. Seine Stickereyen waren ausserordentlich begehrt. Das Tribunal wußte es. Das ganze Publikum war davon entzückt; allein die geschwornen Sticker rieffen: er ist ein Banian. Ja, ich bin es, antwortete er; allein die Mandarinen des Hofes, und Thron, und Altar sind mit meinen Stickereyen geschmückt. Warum will man mir nicht erlauben, als Meister dasjenige zu thun, so man mir als einem, bey eueren Meisteren dienenden, und von ihnen unterdrückten Gesellen zu thun erlaubet? Uberdas was hat man den Banians (*) vorzuwerfen? In ganz Asien zerstreut, ohne Oberhaupt, und ohne Regierungsform, suchen wir uns nur durch Arbeit und Geschicklichkeit zu ernähren, indem wir uns allenthalben den Gesetzen, Gebräuchen und Befehlen der Monarchen un-

(*) Banians, eine Art von Heyden in Indien, die nichts essen, das Leben gehabt hat, weil sie die Seelenwanderung glauben.

unterwerfen. Euere Könige haben uns, auf den Ruhm unserer Geschicklichkeit hin in der Banke, in dem Wechsel, und in der Mäcklerey erlaubet, uns in ihren Staaten niederzulassen. Allein man findet die Kunst den Schutz, den sie uns gönnen, uns unnütz zu machen? Man schließt uns nicht nur von allen Würden und Bedienungen aus; man untersagt uns noch allerhand Arten von Künsten und Handwerken. Man verbiethet uns so gar, in unserem eigenen Nahmen zu handeln. Jedermann kennet die uns so schimpfliche Bittschrift, die euere Handlungsgesellschaften so eben gegen uns eingegeben. Sie werfen uns vor, daß wir auf Wucher leyhen: endlich werden wir wohl dazu unsere Zuflucht nehmen müssen, wann diß das einige Mittel ist, das man uns zu unserer Erhaltung übrig läßt. Sie werfen uns Schelmmerey vor; wir begehren selbst, daß man die Schelme hänge. Und dann immer das Erbverbrechen unserer Religion. Ist es nicht ein wenig seltsam, daß Kaufleute,

leute und Künstler religiöser seyn wollen, als die Könige, die die Religion beschützen, religioser selbst, als der oberste Priester, der uns fünfzehen tausend an der Zahl, in seiner heiligen Stadt Faifo siehet, und uns erlaubt hat, daselbst unserem Gottesdienst und allen Künsten öffentlich obzuliegen? Wir reden mit keinem Menschen von der Religion; wir mögen es aber leiden, daß man mit uns davon rede; in so fern es nur nicht geschiehet, um uns die Mittel zu handeln, und zu leben, zu entreissen. Alle diese Gründe schienen dem Tribunal erbärmlich schlecht, das ganz einhellig ihm die Aufnahm in die Meisterschaft absprach.

Ach! sagte Chinki, ich lerne die sonderbare Rechtsförmigkeit der Handwerke kennen. Ich wolte lieber, daß mein Sohn eins hätte.

XXII. Capitel.

Wie Chinki einen neuen Versuch macht.

Da Chinki bey den Künsten von der zweyten Hand so viele Schwierigkeiten wahrnahm, wandte er sich zu den Werkstädten, wo man den ersten Stoff der Dinge verarbeitete.

Nahe dabey war eine Werkstadt, wo man Scheeren machte. Chinki grüßt den Meister, und fragt, ob das Handwerk gut von statten gehe? Vor einiger Zeit, antwortete er, gieng es mir besser von statten. Aussert den gehärteten Scheeren, die ihr hier sehet, verfertigte ich eine noch weit grössere Anzahl ungehärteter; und diese verkaufte ich den Insulanern von Borneo, ohne in der That zu wissen, wozu sie eiserne Scheeren brauchen könnten (*). Die Oberaufseher

(*) Man sagt, dieses Versehen seye in Frankreich zu Arconsat in Forez wiederholt worden. Diese Fabrik von ungehärteten Scheeren nährte einige Dörfer, die jetzo

seher der Fabricken haben nicht gut gefunden daß man ungehärtete Scheeren kaufte, und verbothen also die Verfertigung derselben, als den Verordnungen zuwider laufend. In der Folge hat man entdeckt, daß sie in der Insul Borneo zu Lichtputzen dienten, und hat mir also meine vorige Freyheit, sie zu verkaufen, wieder ertheilt; allein zu späte, die Insulaner haben sich anderswo damit versehen. Diese Geschichte flößte dem Chinki keinen Geschmack für das Handwerk ein; und darüber die Lehrzeit, Gesellenzeit, Meisterschaft nachfragte, fand er die gleichen Hinternisse, wie bey anderen Handwerken. Er entsagte also der Scheerenmacherey.

---

verdorben und entvölkert sind, auf Unkosten der Barbaren. Die Thorheit ist allenthalben zu Hause.

XXIII. Capitel.

Chinki ist genöthigt, zu gestehen, daß die guten Handlungen nicht immer belohnt werden.

Man mußte so viel Geduld als Chinki haben, um nicht überdrüßig zu werden. Man sah nur ihn bey den Handwerksleuten, und auf den Strassen. Eine kleine Chaise mit einem Pferde, die damahls, um die Fußgänger zu überrumpeln, sehr gebräuchlich war, wolte so eben einen verletzen. Chinki rettet ihn aus der Gefahr. Vorsichtiger Mann, sagte dieser zu seinem Gutthäter, was thut ihr in dieser Stadt? Man sieht darinn wenig Leute euerer Art. Ich bin hier, antwortete Chinki, um dieses Kind bey einem Handwerk anzubringen; allein alle verwerfen es. Nun dann, erwiederte der Frager, so will ich euch dienen. Ich bin ein Krämer; wir verkaufen alles, und machen nichts. Wir breiten unsere Herrschaft über alle

Handwerke aus, die, wann wir uns unsers Vorrechts nach der Strenge bedienen, sich mit der Verfertigung ihrer Werke begnügen, und sie uns zu verkaufen überliefern sollen. Noch mehr, wir haben ausschliessungsweise das Recht, die ersten Materialien, deren die Fabricken und Künste bedörfen, kommen zu lassen. Ihr sehet hieraus, daß wir zuerst auf den Materialien und hernach auf der Arbeit gewinnen. Allein seyd nun aufmerksam, wir sind noch nicht zu Ende; selbst das Publikum ist unseren Privilegien unterworfen; ihr soltet sehen, wie wir uns der Waaren, die man gerade zu aus fremden Fabricken kommen läßt, bemächtigen, und sie für unsere Gerichtskammer bringen lassen. Nur verdrießt es mich, daß die Specereykrämer dieses Privilegium für die Waaren, die sie nöthig haben, mit uns theilen. Noch ein anderer Vortheil ist, daß das Handwerk keine lange Lehrzeit erforderet; weil keine Handarbeit dazu nöthig ist; und so weit ein Handwerksmann über einen Landmann

erhoben ist, so weit ist der Krämer ob dem Handwerksmann.

Bestimmet immer diese verschiedenen Stufen nach euerem Belieben, sagte Chinki. Derjenige, der arbeitet, ist zum wenigsten eben so gut als der, der verkaufet, und der Landmann ist derjenige, der die ersten Produkte hervor bringt; allein davon ist jetzt eigentlich unter uns nicht die Rede. Würdet ihr die Gütigkeit haben, dieses Kind zu euerem Gewerbe anzuführen? . . . Sehr gerne, um euch zu dienen? . . . Wie hoch werden die Unkosten der Lehrzeit und Meisterschaft zu stehen kommen? . . . Sie sind sehr leidlich, ja für einen so einträglichen Beruf bey nahe gar nichts. Für die Kosten in den Lehrjahren, für das Einschreibungsrecht in den Jungenrodel, für die jährliche Auflage auf Jungen und Gesellen, für Gesellschaftsunkosten, Meisterschaftsunkosten, für Verehrungen für Wächter und Geschworne, in allem zusammen gerechnet, ohngefähr 1400 Taels.

Hilf

Hilf, Himmel! rief Chinki aus; in diesem allem sehe ich nichts rechtmäßiges, als die Kost in den Lehrjahren; dann da der Lehrjunge seinem Meister noch nichts nützen kann, so ist er schuldig, seinen Unterricht, und die Kosten, die er ihm verursachet, zu bezahlen. Allein wozu wendet ihr alles das Einstandsgeld, das ihr bekommet, an; dann ich sehe in dieser Hauptstadt eine so erstaunliche Menge Krämer? . . . „Die „Gesellschaft hat Schulden? . . . Die ihr son„der Zweifel bezahlet? . . . Die Zinße wohl, „aber die Capitalie niemahls.„ Allein wann ihr die schönen offentlichen Feyerlichkeiten, die kostbaren Opfer, die wir dem Fo weihen, die prächtigen Verehrungen, die beträchtlichen Neujahrsgeschenke, die wir unter unsere Gönner austheilen, die fetten Schmäuse, zu denen wir die Neuangenommene einzuladen die Gütigkeit haben, sehen würdet; wann ihr wüßtet, wie wohl unsere Wachen und Geschwornen ihre Sachen anfangen; und wie wir Processe führen,

die dem Standt der Advokaten, die uns verthädigen, jährlich mehr als 80000 Taels eintragen, so würdet ihr nicht fragen, wo das Einstandsgeld hinkomme?

Von mir sollt ihr keins haben, beredter Krämer, erwiederte Chinki, ich bin nicht reich genug. Wann zum wenigsten von allen diesen Summen, die in allen Gewerben, Künsten und Handwerken nur die Einstandsgelder auswerfen, eine im Ganzen sehr beträchtliche Summe, nur ein Theil in den Schatz des Monarchen käme, um den Bedürfnissen des Staates abzuhelfen. Allein, nach euerem eigenen Geständniß, zahlen ihm die Gesellschaften nicht einmahl ihre Schulden. Verzeiht es mir, wann ich mich unterstehe, etwas zu tadeln, das so viel witzige Köpfe gestiftet haben. Das hat nichts zu bedeuten, sagte der Krämer, von Leuten eurer Art nimmt man nichts übel.

Während dieser Unterredung gafte der kleine Narù in dem Magazin des Krämers herum; die-

dieser verehrte ihm ein Messer, und einen Kamm, um dem Vätter seine Erkänntlichkeit zu bezeugen.

XXIV. Capitel.

Hoffnungen, die eben so geschwind wieder verschwunden, als entstanden.

Chinki wußte nicht mehr, wohin er sich wenden solte. Er gieng hin und her, kam wieder, und sah nichts vor, das nicht mit Schwierigkeiten begleitet war. Ein kleiner Krämer, der seine Bude auf einem Damm hatte, anerbot ihm kleine Waaren, deren die kostbarste keinen Viertelstael wehrt ware. Gewinnt ihr mit diesem geringen Gewerbe euren Unterhalt? sagte Chinki zu ihm. Es geht ziemlich gut, antwortete der Krämer, es ist, wie ihr sehet, nur ein kleines Capital dazu nöthig, und doch läßt sich davon leben. Chinki dachte an seinen Sohn, und glaubte, ihn schon auf dem gleichen Damm, von allen den kostbaren Dienstbarkeiten

barkeiten der Handwerksgesellschaften befreyet, in einer Bude sitzen zu sehen. Sachte, sagte der Krämer zu ihm, ich habe mich zum Krämer müssen aufnehmen lassen; und die Gesellschaft hat, aus gütiger Nachsicht, nur 1200 Taels von mir geforderet, eine Summe, die ich niemahls hätte bezahlen können, ohne die mitleidsvolle Grosmuth eines Herrn, bey dem ich gedient hatte. O möchte der Himmel, versetzte Chinki, die Gesellschaften zernichten, und mir so viel Geduld, als ich nöthig habe, verleihen.

Da er seines Weges fortgieng, hielt ihn ein Mann, der alte Mützen ausrief, an . . . Kauft nur, sie sind noch ganz neu, und ich gebe sie beynahe umsonst . . . Ich habe, sagte Chinki, mehr Mützen bey Hause, als ich brauchen werde; allein es ist mir um euretwillen leyd, daß ihr kein besseres Handwerk habt. Es nährt, und kleidet mich, antwortete der Ausrufer, ist das nicht schon viel? O! wann diese

ver-

verdammten Trödelskrämer mich nicht um das Recht, alte Mützen und andere Trödelwaaren auszurufen, 1050 Taels bezahlen gemacht hätten, so würde ich noch besser stehen. Ey! versetzte Chinki, wann ihr mit eueren 1050 Taels zu mir in das ehdem so glückliche Thal von Kilam gekommen wäret, ich wolte euch vortreflich untergebracht haben. Geht nur, ruft aus, verkauft viel, und schreyt euch nicht heiser.

Die Sonne war schon untergegangen, man zündete Laternen an, die ziemlich schlecht leuchteten, und die ein für die Kommlichkeit des Publikums besorgter Mandarin heller zu machen, mit Beyfall vorschlug. Chinki kam in seine Herberg zurück, und sah den kleinen Narü, dem die Gesellschaften allen Zutrit zur Arbeit und Unterhalt verschlossen, wehmühtig an. Ein häßlicher Gestank, der von einem Loch, das man leerte, herkam, breitete sich in dem Wirthshaus aus. Wie sehr bedaure ich euch, sagte Chinki zu denen, die es leerten, daß ihr zu einem solchen

chen Handwerk verdammt seyd! Man muß es doch, antworteten sie, ganz anders ansehen; weil uns die Meisterschaft 600 Taels kostet. Allein in der Welt ist alles gegen einander abgewogen; die Lehrzeit kostet uns nichts. Chinki hatte nicht Lust, seinen Sohn demselben einzuverleiben.

XXV. Capitel.

Wie der kleine Narû bey nahe ein Lackierer geworden wäre?

Chinki, nachdem er eine sehr unruhige Nacht gehabt hatte, erwartete nicht, daß der Tag viel glücklicher seyn würde. Er hatte bey nahe gar alle Hoffnung verlohren, als er durch eine Art innerlichen Instinktes zu dem, der die schöne gefirnißte Kiste, die er vor dem Tribunal gesehen, verfertiget hatte, hingieng, überzeugt, daß die hervorstehenden Verdienste gemeiniglich weit nachgebender wären, als die anderen.

Tüchin, so hieß der Künstler, arbeitete in einem privilegirten Bezirk, wo ein Schwarm Siamischer Priester den Gottesdienst des Somonakondom in einem prächtigen Tempel eingeführt hatte. Den übrigen Platz hatten sie die Gütigkeit, den Krämeren und Künstleren, die die Beschwerden der Handwerksgesellschaften ausweichen wolten, sehr theuer auszulehnen.

Hier, sagte Chinki zu Tüchin, sehet ihr meinen Sohn, lehrt ihn im Nahmen der Tugend und der Wissenschaft, wie er sein Leben durchbringen könne. Alle Meisterschaften verwerfen ihn. Diese Meisterschaften, erwiederte Tüchin, wimmeln von Hindernissen, die der Aufnahm der Künste im Wege stehen, und das Genie in seinem Schwunge zurück halten; und wann ich selbst begehrt habe, ein Meister zu werden, so geschah es nur, weil man thun will, wie andere. Wann euer Sohn sein Handwerk verstehen wird, so wird er hier eben so gut, als in der Mitte der Stadt, etwas verdienen können.

Seyd mir indessen willkommen, weil ihr mir den Anlaß gebt, eine gute Handlung auszuüben . . . „ Tugendhafter Tüchin, ihr entzücket mich ; al„ lein ich kann euch nicht mehr als zweyhun„ dert Taels anerbieten . . . „ Ich will nur hundert annehmen, behelft euch selbst mit den übrigen, und kehrt im Frieden zu eurem Pfluge zurück. Ich schmeichle mir, in wenig Jahren eueren Sohn auf die Bahn des Glücks zu bringen, und ihn in den Stand zu setzen, seiner Familie zu helfen. Indessen darf ich euch nicht verheelen, daß er demnach von Seiten der Meister sehr viel Verfolgungen auszustehen haben wird. Urtheilt von mir selbst. Fünfzehen ganzer Jahre lang haben sie meine Arbeiten verschryen. Sie haben ausgebreitet, daß sie nicht dauerhaft ; und daß mein Firniß dem Holze schädlich wäre ; und zum letztenmahl greiffen sie mich, wie ihr vor dem Tribunal gehört habet, bey meiner Religion an. Es brauchte nicht weniger, als die Grösse meines Talentes, und

der

der Schutz der Königinn, um nicht unten zu liegen.

Ich bin also, erwiederte Chinki, verurtheilt, wieder so zurücke zu kehren, wie ich hergekommen bin. Dann wer wird mich versichern, daß mein Sohn durch seine Meisterstücke, so, wie ihr durch die eurigen gethan habt, den Neid entwaffnen, und den Schutz des Hofes geniessen werde. Lebt wohl; möge es euch immer glücklich gehen; ich führe meinen Narů in das Thal von Kilam zurück. Ich will lieber, daß er daselbst meine Arbeit mit mir theile, vielleicht werde ich ihn lehren, sie zu ertragen. Diese beyden rechtschaffenen Männer verliessen einander mit thränendem Auge.

XXVI. Capitel.

Wie sich Chinki durch einen guten Vernunftschluß betriegt.

Nachdem sich Chinki entschlossen, seinen Sohn dem Ackerbau wiederum zu widmen, so beschäftigte er sich mit nichts mehr, als wie er seine Tochter Dinka unterbringen könnte. Sonder Zweifel, sagte er zu sich selbst, wird dieses Geschlecht, das man weniger für die Künste als für die Sorgen der Haushaltung gebohren glaubt, und das, wann es beyde Theile zusammen vereinet, allen Schutz zu verdienen scheint, weniger Mühe haben unter zu kommen . . . . Dinka war ein durch seine Züge, durch seine Physionomie, und durch seine Unschnld rührendes Mädchen. Er führte es zu einer Modekrämerin, die für hundert und fünfzig Taels sich verpflichtete, ihrer jungen Schülerinn alle Kunst und Annehmlichkeiten dieses Talentes beyzubringen.

Ich sah es wohl vor, sagte Chinki, daß man dem Mädchen günstiger seyn würde. Meine Tochter wird in wenig Jahren den Hof und die Stadt um ihre Arbeiten sich bewerben sehen, wie man sich um die euere bewirbt. Ja, sagte die Krämerinn, wann sie einen Mann heyrathet, der ihr die Meisterschaft für 1800 Taels mitbringt. Wie? versetzte Chinki, nicht ihr seyd also eine Modekrämerinn, sondern euer Mann, da man indessen Wagners= Zimmermanns= Schlosserwittwen, Wagner, Zimmermann und Schlosser Meister bleiben siehet? Heißt das nicht, den Weiberen den Hammer, und den Männeren die Nadel geben? Weiß ich, ob meine Tochter nach ihrer Lehrzeit das Glück haben wird, einen ihr anständigen Mann und 1800 Taels zu bekommen? Ja, mein guter Mann, sagte die Krämerinn, was wollt ihr machen? Diß sind unsere Verordnungen. Keine Weibsperson kan die Meisterschaft in dem Modegewerbe haben. Immer Verordnungen, erwiederte Chinki; allein

allein wer hat sie gemacht? . . . Die Meister ... O ihr eigennützigen Meister! die ihr nur die Theilsame der Arbeit zu verhinderen, und den Zutrit zu der Meisterschaft mit allen nur erdenklichen Unkosten und Schwierigkeiten zu verknüpfen getrachtet habt. Dinka wird also keine Modekrämerinn seyn.

XXVII. Capitel.

Gespräch des Chinki mit einer Stickerinn.

Chinki. Dieses sind sehr angenehme Arbeiten. Meine Tochter könnte auch solche machen, wann ihr sie darinn unterrichten woltet.

Die Stickerinn. Und warum nicht? Die Mädchen müssen arbeiten, wann sie nützlich und tugendhaft seyn wollen, und nichts steht ihnen besser an, als diß Handwerk.

Chinki. Es ist wahr; allein seyd so gütig, eh wir noch zu einem Vertrag mit einander

schreiten, und sagt mir, ist in euerer Kunst von einer Meisterschaft die Rede.

Die Stickerinn. Sonder Zweifel, welche ist davon ausgenommen.

Chinki. Verdammte Meisterschaft; muß ich dich allenthalben antreffen; allein habt ihr sie?

Die Stickerinn. Nein, dann ich bin nicht verheyrathet; allein diß wird schon kommen. Indessen arbeite ich unter dem Schutz eines Meisters, das ist, unter dem Schutz eines Privilegiums, das ich von einem Meister für den jährlichen Preis von 300 Taels miethe.

Chinki. Verdammte Meisterschaft! Diß wird meine Tochter nicht können. Allein was liegt daran, laßt uns von dem Privilegium nicht mehr reden. Könnte sie aber nicht, wann ihr sie einmahl werdet angeführt haben, zwar nicht offentlich, wie ihr; allein in geheim, nnd wann sie sich mit einem kleinen Gewinnste begnügen würde, arbeiten.

Die Stickerinn. Wage sie dieses ja nicht. Ich, die ich mit euch rede, weiß, was es mich gekostet hat. Ich ward durch Spionen verrathen; eine Wache ist mit dem Policeymandarin gekommen; meine Arbeiten sind gerichtlich eingezogen, und ich bin mit einer übermäßigen Geldbuße belegt worden. Kurtz, ich habe in einem Tage mehr verlohren, als ich in sechs Jahren gewonnen hatte.

Chinki. Verdammte Meisterschaft; allein ist dann unter den, euerem Geschlecht anständigen Künsten keine einige von allen diesen Fesseln frey; zum Beyspiel, die Kunst Fächer oder Bänder zu machen, die Federnschmückerey; was weiß ich? Die Verfertigung künstlicher Blumen?

Die Stickerinn. Mein armer Mann, ihr werdet allenthalben die gleichen Schwierigkeiten finden. Euere Tochter wird sich entschliessen müssen, entweder ein Privilegium zu miethen, oder die Meisterschaft zu kaufen, um sie auf ihren Mann überzutragen, der vielleicht nichts von dem Handwerk verstehen wird.

Chin-

Chinki. Verdammte Meisterschaft! Was wird aus meiner Tochter werden? Das arme Kind nahm an dem Kummer seines Vatters theil, indem es lebhaft den seinigen fühlte.

XXVIII. Capitel.
Das Sträusser Mädchen.

Ein Mädchen von dem gleichen Alter, wie Dinka, lief auf den Strassen herum mit einem Blumenkörbgen am Arme. Nehmt dieses Sträußgen, sagte es zu ihr, und schmückt damit euren Busen; ihr werdet alsdann noch reizender seyn. Wie höflich seyd ihr, sagte Chinki, nicht jedermann in dieser Stadt ist es so sehr, als ihr. Er dankte ihm, und gieng weg. Sachte, sagte das Sträussermädchen; und wo bleibt dann das Geld? Verzeiht mir, versetzte Chinki, ich wußte nicht, daß ihr euere Blumen verkauftet. In dem Thal von Kilam habe ich niemahls keine verkaufen gesehn. Dieses ist also

ein kleines Gewerbe, das ihr treibet? Nicht anders, antwortete das Mädchen. Ich kaufe alle Morgen für einen Viertelstael Blumen; und des Abends trägt mir dieses einen Tael, und bisweilen selbst zwey ein. Den ersten Monat habe ich geglaubt, ich seye verlohren. Eine Geschworne der Gesellschaft, ein noch grausameres Weib als die Tunquineserinnen, das nicht das geringste Mitleiden mit armen Mädchen hatte, hat mir mein Körbgen weggenommen, und mir mit der Gefangenschaft gedrohet, wann ich nicht ein Privilegium kaufte, und wie theuer? Kaum werdet ihr es glauben können, 600 Taels für das Gerwerbe eines Viertelstaels des Tags. Glücklicherweise hat mich ein Mandarin von der Handwerkspolicey in seinen Schutz genommen; und nun ist es mir ein wahres Vergnügen, diesen boshaften Geschwornen zu trotzen; man hat mir aber demnach, meines Schutzes ungeachtet, den Theil der Stadt, wo ich verkaufen darf, angewiesen. Jeder andere ist mir verboten.

Ach! sagte Chinki, ich habe nicht 600 Taels, meine Tochter anzubringen, und sie wird nicht so glücklich seyn, so, wie ihr, einen Gönner zu finden. Warum dann nicht? erwiederte das kleine Sträussermädchen. Sie hat eine Bildung, die ihr schon ihr Glück machen wird.

XXIX. Capitel.

Wie es endlich dem Chinki gelingt, seine beyden Kinder anzubringen?

Das allen Nationen bekannte Mädchen von der Büchse Pandorens lehrt, daß die Hoffnung zu unterst in der Büchse ist; und diese Lehre ist wahr. Ein schon ziemlich betagtes Weib, das kleines Kuchenwerk, das man in Europa Honig und Lebkuchen nennet, verkaufte, hatte Chinkis Gespräch mit dem kleinen Sträussermädchen angehört. Ehrlicher Alter, sagte es zu ihm, nun seyd ihr sehr verlegen! Mein kleines Gewerbe ist einträglicher als das Blumen-

gewerbe. Es geht zu allen Jahrzeiten gleichfort. Uebergebt mir euere Tochter. Ich fordere nichts von euch. Man kauft der Jugend gerne etwas ab. Sie wird meinen Gewinnst verdoppeln, und mit der Zeit werde ich ihr ein Privilegium kaufen. So lang ich jung und schön war, trieb ich blos einen Schleichhandel, und verbarg mich vor den Lebküchneren. Ich zog mich ohne Privilegium aus der Sache. Jetzo aber geht mein Gewerbe, des Privilegiums ungeachtet, schlecht. Die alten Weiber sind nicht glücklich. Kommt nur mit mir. Das alte Weib führte sie in ein ziemlich kommliches Gemach ... Diß ist das Amt euerer Tochter, die von nun an die meinige seyn wird. Hier ist das Honig- und Lebkuchenkörbchen. Es soll niedlich ausgeschmückt werden, um gleich morgens anzufangen.

Chinki wolte seine Tochter in ihrem Berufe sehen. Es war ein Feyertag. Er folgte ihr von ferne nach auf einem offentlichen Spaziergang, wo Possenspieler von allerhand Arten den

Pöbel und die artige Welt belustigten. Die natürlichen Annehmlichkeiten der neuen Krämerinn, ihr ländlicher Putz, ihre unschuldsvolle Mine, ein, in einer grossen Stadt, so seltenes Schauspiel, und selbst ihre Schüchternheit, lockten den Käufer. Bald war das Körbchen leer, und der Geldbeutel des alten Weibes voll. Dieses verließ sie, indem er zu ihr sagte: Nur guten Muht, mein Kind, es wird alles gut gehen. In der That, ihr seyd seine Mutter, versetzte Chinki; endlich habe ich doch eins meiner Kinder bey einem Handwerk angebracht. Das andere will ich wieder zu meiner Arbeit zurück führen. Der Tyen verläßt niemand, wann man sich selbst nicht verläßt.

Ihr sprecht da von einem anderen Kinde, sagt die Alte, wo ist es? führet es zu mir, wir wollen mit einander, als wären wir eine Familie, zu Nacht speisen. Kaum hatte sie den Knaben gesehen, und mit ihm geredt, als sie bey ihm eine gute Mine und einen munteren offenen Kopf

entdeckte; es wäre schade, sagte sie, wann man nicht auch etwas aus ihm machen würde. Ich will ihn auch irgendwo unterbringen... Sonder Zweifel bey einem Handwerk, erwiederte Chinki, ... Nein, er soll Dienste nehmen. Ich habe in einem grossen Hause Freunde. Zuerst wird er den Bedienten dienen, und wer weiß, wie weit er es hernach bringen wird? Wir sehen täglich Leute, die durch solche Mittel ihr Glück machen.

Mein Sohn, ein Knecht! rief der Vatter aus, und noch dazu auf der niedrigsten Stufe der Knechtschaft. Ich glaubte, ihn schon zu erniedrigen, da ich ihn der edlen Freyheit des Feldbaues entriß, um ihn in ein Handwerk zu bringen. Nein, darein kann ich meinen Willen nicht geben. Die Alte fieng an zu lachen... Einfältiger Mensch, ihr müßt wissen, daß hier der niedrigste Bediente angesehener ist, als der so edle Landmann; und dann ist zuletzt das erste Gesetz, sich zu erhalten. Dieses Wort machte bey

dem Chinki wieder alle Bilder des Elends rege; und er ließ sich bereden. Zween Tage hernach trat Narü seinen Dienst an, und der Vatter dachte nur noch an seine Heimreise.

XXX. Capitel.

Was für Handwerker die anderen Kinder des Chinki sich gewählt?

Die Zurückkunft des Chinki war für seine Weiber ein vollkommenes Vergnügen. Sie beweinten die zwey Kinder, die sie nicht mehr sahen, gleich, als ob sie keine anderen mehr gehabt hätten. Die Geschwisterte waren nicht weniger gerührt. Zum letztenmahle vergossen sie nun Thränen der Wehmuht, dann die, die sie hernach vergossen, waren Thränen des Elends und der Verzweiflung. Je mehr Chinki arbeitete, je mehr ward er überzeuget, daß er zwey und zwanzig Kinder, die je, nachdem sie grösser wurden, ihn auch destomehr kosteten, nur nicht einmahl mit dem

noth=

nothwendigsten versehen könnte. Von Seiten der beyden Mütter sah er nichts anders als Melancolie, üble Laune, Vorwürfe und Zänkereyen, und von Seiten der Kinder unaufhörliche Bitten, die man nicht befriedigen konnte. Die Armuth entzweyet alle Familien, und verderbt alle Gemühtsarten. Sie vertrieb alle Kinder, die einen früher, die anderen später aus dem vätterlichen Hause, und von dem Feldbau, und reitzte sie, Handwerke zu lernen, die weder Formalitäten, noch Unkosten, noch Herkunft, noch Meisterschaft erforderten. Der eine Sohn lernte die Handschriften nachmachen, der andere falsche Münze prägen; dieser in verbothenen Spielen das Glück zu bezwingen, jener die Reisenden auf der Landstrasse brandschatzen, noch ein anderer ward in der Giftmischereykunst sehr geschickt. Narů, um sich der Knechtschaft zu entziehen, wollte dem Glücke Trotz bieten, und ermordete seinen Herrn. Alle wurden auf Befehl der Obrigkeit hingerichtet.

XXXI. Capitel.

Was sich mit den Töchteren zutrug?

Dinka hatte ihr kleines Gewerbe nicht lange fortgeführet. Ein junger Mandarin hatte sie entführt, um sie in Pracht und Ueberfluß zu setzen. Die Alte, die sie an Kindesstatt angenommen, beklagte sich. Man lachte über sie, und Dinka lachte mit. Sie zog ihre Schwestern, die einen nach den anderen auch in die königliche Residenzstadt nach sich. Vier davon fanden eben so, wie sie, ihre Entführer. So lang die Blüte der Jugend ihre Züge belebten, waren sie mit ihrem Stande zufrieden, ohne auf die Zukunft zu denken. Allein da das Alter anfieng, sie zu entstellen, sahen sie sich damahls von jedermann verlassen, gezwungen, ihren Unterhalt in einer allgemeinen Ausgelassenheit zu suchen, die sie bald in ein Zuchthaus führte, wo sie, von dem Laster ganz verderbt, starben. Dinka überlebte sie nur einige Zeit, um die Abscheu-

lichkeit ihres Zustandes in ihrem ganzen Umfange desto lebhafter zu fühlen.

Nur die jüngste von allen verdiente einiges Mitleyd. Da sie die letzte in der Hauptstadt anlangte, entsetzte sich ihre ganz unerfahrne Tugend ob der Aufführung ihrer Schwestern. Sie hatte lieber bey einer vornehmen Dame Dienste nehmen wollen. Ein Rock, den sie, nach dem, bey den Diensten eingeführten Gebrauch sonst bald bekommen hätte, reitzte sie, um die unglücklichste Dinka, die von den offentlichen Allmosen lebte, damit zu bekleiden. Der Diebstahl ward entdeckt. Die vornehme Dame, die für einen Mörder von Stande Gnade erhalten hatte, war gegen den häuslichen Diebstahl unerbittlich. Die kleine Diebin, wie es gewöhnlich gehet, ward gehangen. Dinka begehrte den Tod, und konnte ihn nicht erhalten. Sie starb vor Gram, indem sie auf den todten Cörper ihrer Schwester fiel.

XXXII. Capitel.

Wie Chinki aus Verdruß ein Schriftsteller ward. Sein und seiner Weiber Ende.

Während alles dieses Unglücks, von dem aber Chinki in dem Thal von Kilam nichts wußte, dachte er öfters an den schlechten Zustand des Landbaues, und an die wunderlichen Verordnungen der Handwerke. Eines Morgens, da er Muße hatte, ergriff er die Feder, und schilderte mit nachdrücklichen Zügen die Uebel, die aus diesen beyden Quellen herflossen. Mit sich selbst zufrieden, und welcher Schriftsteller ist es nicht? wünschte er es noch mehr zu seyn. Wozu, sagte er, dienen die Einsichten eines Privatmannes, wann sie das Publicum nicht belehren? Allein, wie soll ich es anfangen? Ich will in die königliche Hauptstadt zurückkehren, und meine Anmerkungen drucken lassen. Zu gleicher Zeit werde ich auch das Ver-

gnügen haben, meine Kinder wieder zu sehen. Ach, was machen sie wohl jezo? Seufzen sie nicht etwann unter der Last der Armuth, der sie haben entfliehen wollen? Ist ihnen nicht vielleicht ein Unglück begegnet? Erinneren sie sich noch ihrer Elteren und der Tugend?

Er begab sich auf den Weg, langte an, und ließ seine Schrift drucken, deren Durchlesung eine Gährung verursachte, die er nicht erwartet hatte. Alle Meisterschaften, alle Mitglieder des Tribunals der Künste schryen, daß es eine Schmähschrift gegen die Erde und den Himmel wäre, daß man es brandmarken, und den Verfasser ernsthaft abstrafen müßte.

Der stolze Chinki hatte noch nicht den Anlaß gehabt, zu erfahren, daß man mit vielen Leuten sehr unrecht habe, wann man sich einfallen lasse, recht zu haben. Er ward aufgesucht, leicht entdeckt, dann er verbarg seine Autorschaft nicht, und gefänglich angehalten. Man beschäftigte sich mit Untersuchung seines Proces-

ses. Ein Mandarin, dem so viel Hitze verdächtig war, und der durch das Werk selbst den Zustand der Sache kannte, berichtete es dem König, und erzählte ihm dabey die tragische Geschichte der Familie des Beklagten. Der König wolte den unglücklichen Vatter sehen. Er nahm ihn in seinen Schutz, suchte den Balsam des Mitleids in seine Seele zu giessen, erhub ihn zu der Würde eines Titularmandarins, hieß ihn das Kleid eines solchen tragen, und befahl, daß er und seine Weiber in der königlichen Residenzstadt aus dem gemeinen Seckel solten unterhalten werden.

Allein Könige sind auch nicht mächtig genug, von Gram abgehärmten Seelen die Freude wieder zu schenken. Da dem Chinki das schreckliche Ende seiner Familie nur allzu wohl bekannt war, konnte er sich nicht entschliessen, länger in einer Stadt zu leben, die der Schauplatz derselben gewesen war. Er begab sich zum letztenmahl auf den Weg nach Kilam, die Gunst-

bezeugungen des Monarchen folgten ihm nach. Allein seine Seele war in den Staub gedrückt. Der Ekel an dem Leben, dieses langsame Gift, das alle Grundsätze desselben angreift, bemächtigte sich seiner und seiner Weiber. Alle drey für alles unempfindlich, als nur für die traurigen Bilder nicht, die sie verfolgten, befreyten sich davon nicht lange hernach in dem Schlummer des Grabes.

Dieses war das Ende dieser unglücklichen Familie, die sich seit acht Jahrhunderten auf dem gleichen Hofe durch Arbeitsamkeit, Gemächlichkeit und Tugend fortgepflanzt hatte.

XXXIII. Capitel.
Was sich hernach in dem Königreich zutrug?

Der König erwog, daß die Schwierigkeit durch den Landbau, oder durch Geschicklichkeit, sich zu ernähren, den Untergang einer

Staate schätzbaren Familie verursachet hatte; und daß die gleichen Ursachen überhaupt die gleichen Wirkungen ankündeten; da fieng er an, nur seine hohe Weisheit, und die menschenfreundlichen Einsichten des Mandarins, der den Finanzen vorstand, zu Rathe zu ziehen; er fühlte, daß das vornehmste Bedürfniß eines Staates forderte, daß jedermann leben könnte; und sah die Mittel, es zu befriedigen ganz deutlich in dem Feldbau, in den Künsten, nnd in der Handelschaft.

Die Auflage in Natura auf das Land, und die Auflage in Geld auf die Lebensmittel in den grossen Städten, wurden von der Regierung wiederrufen. Nur die Pracht ward für die ausserordentlichen Bedürfnisse des Staates mit Auflagen beschwert.

Alle jedermann gemeinen Güther, so, wie das Meer, die Flüsse, und alles, was sie enthalten, der Fischfang, die Jagd, wurden durch das Ge- Gesetz des Monarchen und der Natur jedem wieder erstattet.

Die verschiedenen Gebiethe erkannten keinen anderen Landesherrn mehr als den König, und kein anderes Gericht als das königliche. Man behielt nur noch die Herrschaftsnamen, als Ehrentitel, mit denen keine herrschaftlichen Rechte verbunden waren, bey. Allen wurde das Eigenthumsrecht, die Sicherheit und persönliche Freyheit wiederum für eben so heilig gehalten, als vorher.

Was die Künste und Handwerke, diese Quellen der Handelschaft, betraf, wurden alle Meisterschaften aufgehoben. Es waren keine Meister mehr, als die guten Arbeiter. Man überließ dem Publico die Sorge, die anderen durch Verwerfung ihrer Arbeit zu verbesseren. Alle Formalitäten, alle langen Aufschübe, aller Zeitverlust, und alle eigennützigen Beschwerden von Lehrjahren und Gesellenzeit verschwanden.

Man unterschied nicht mehr, um ein Handwerk zu treiben, den Menschen ohne Beruf, von dem, der einen Beruf hatte; den Sohn eines

Meisters, von dem Sohn zu einem Meister; den Stadtjungen von dem Bauerjungen, den Fremdling von dem Landkinde. Man befreyte selbst den Fremden von dem Heimfallsrecht, von diesem grausamen Rechte, das eine gesittete Nation entehrte. Man unterschied die Sekte des Fo und des Somonakondom, in Betrachtung der Geschicklichkeit nicht mehr von einander. Auch der Banian genoß desgleichen Schutzes, und jeder, der in das Königreich Talente oder Reichthümer bringen wolte, ward als ein einheimischer angesehen.

Man unterdrückte die Meisterstücke, weil sie in den blos mechanischen Künsten überflüßig, und selbst beschwerlich waren; indem die Handwerksgesellschaften sie nicht mehr forderten, so bald man sie erkaufte.

Man führte in den Fabriken die allergrößte Freyheit ein. Man verbannte alle Geldbußen und Einziehung; weil die Waare immer nach

Verhältniß ihres Wehrts verkauft ward. Nur verpflichtete man den Seidenwirker, an das Ende jedes Stücks, das er verkaufe, seinen Namen und Wohnung zu setzen. Das Siegel des Handwerkers dient, wann er gut arbeitet, ihm Credit zu erwerben; wann er schlecht arbeitet; ihm selbigen zu nehmen.

Das Gesetz strafte nur den Arbeiter, der den Namen eines anderen mißbrauchte. Ein Diebstahl, der eine strenge Strafe verdiente.

Endlich wurden alle Handwerksgesellschafschaften, Einverleibungen und geschworne Aemter in blosse Gesellschaften verwandelt, ohne darum die Freyheit des Ganzen im geringsten zu verletzen.

Es ward nur ein kleiner Unterscheid zwischen der alten Stiftung, die alle Künste in Aufnahme gebracht hatte, und zwischen dieser gemacht; weil die gegenwärtige Lage der Sachen es erforderte. Nach dem verkehrten Sy-

steme, dem man bisher gefolget, hatten die Handwerksgesellschaften Schulden gemacht, die ewig dauerten. Es war billig, daß sie bezahlt werden mußten.

Das Gesetz befahl, daß ein jeder, der sich in einem Handwerk zum Meister wolte annehmen lassen, nur auf einen ihm ertheilten Lehrbrief hin, es solte treiben dörfen, dafür er dem König eine mäßige Gebühr, die auf den zehenden Theil der Summe, die vorher der Zutrit zu der Meisterschaft kostete, herunter gesetzt wurde, bezahlen solte, und diese mäßige Gebühr war bestimmt, die Schulden der Gesellschaft zu tilgen, sie von den Zöllen, und anderen der Handelschaft beschwerlichen Auflagen zu befreyen; Canäle auszugraben, und den Fabricken oder Unglücklichen, und einem Banquerot nahen, Kaufleuten aufzuhelfen.

Auf die Weise fieng alles, Ackerbau, Künste und Handelschaft von neuem wieder an zu

blühen. Der König genoß des offentlichen Wohlstandes und der Segenswünsche seines Volkes lange, er verdiente, unter die grossen Könige gezählt zu werden, und in dem ganzen Königreich wußte man Chinkis klägliche Geschichte auswendig.

Gespräch

zwischen dem Uebersezzer

und

einem Handwerker.

Gespräch
zwischen dem Uebersetzer
und
einem Handwerker (*).

Handwerker. Ich habe ihr Büchelgen gelesen. So viel ich davon verstehe, ist es anderswo schwerer, ein Handwerker und glücklich zu seyn, als bey uns.

Ueber-

(*) Ueber die Sprache, in welcher der Uebersetzer mit dem Handwerker redet, und dieser jenem antwortet, muß man sich nicht wundern. Es giebt Republicken, wo der Handwerker, nicht wie zu Rom die Krämer oder in Sparta die Heloten, von der Regierung ausgeschlossen, sondern eben so gut daran theil hat, als der vor-

Uebersetzer. Ja, überall findet man leichter Extreme als Mäßigung.

Handw. O da in den Königsstädten, da sind gemeine Leute gerade wie das Mastvieh, nur zum Vortheil der Reichen.

Uebers. Sie werden sagen, daß wie der Unterthan eines Reichsfürstens rede, wann ich ihren Satz umkehre. In Freystaaten sind die Vornehmen Sclaven der Gemeinen.

Handw. Bey uns giebt es weder die eine noch die andere Art. Wir sind alle gleich.

Ubers. Verzeihen sie. Ihre Handwerker sind ——— bey nahe hätte ich gesagt, die Tyrannen der anderen. Haben sie mir nicht selber erzählt, die Bürger in ihrer Vattersstadt sehen sich gezwungen, alle ihre Kleider, ihr Geräthe, ihre Lebensmittel, ihre Gebäude, sich von ihren

---

Vornehmste; wo es also natürlich ist, daß ihm die Verfassung des Staates bekannt, und politische Begriffe überhaupt nicht fremd seyn müssen.

ren Mitbürgeren, und von diesen allein anschaffen zu lassen.

Handw. Und warum das nicht? Unser Gesetzgeber hat dadurch alle Glieder des Staates von einander abhänglich gemacht. Stellen sie sich eine Menge vor, in welcher keiner sich selber genug wäre; aber wann jeder für den anderen arbeiten würde, und jeder gezwungen wäre, sich an die Arbeit des anderen zu halten, werden da nicht alle Verrichtungen so wohl als Gewinn und Verdienst genug haben?

Uberſ. Ich verstehe sie. Jedes Handwerk genießt so seine besondere Rechte und Freyheiten; aber jedes schränkt auch dadurch die Rechte und Freyheiten des andern ein. Indem sie zu gewinnen glauben, verliehren sie alle. Der Becker zwingt den Schneider sein Brod von ihm allein zn nehmen; aber dafür muß er das Joch des Schneiders, des Schusters, kurtz aller anderen tragen, von denen er, zur Befriedigung der gemeinsten Bedürfnisse des Le-

bens, das geringste bedarf. Was er an einem Ort gewinnt, verliehrt er an zehen anderen, oder um sich dafür schadlos zu halten, plagt er allein zehnfach.

Handw. Dörften sich die Bürger von einem Landmann oder wohl gar von einem Fremden bedienen lassen, würde nicht der Zunftgenoß oder der Bürger Gefahr laufen, ohne Kunden zu bleiben?

Übers. Ist man aber an denselben gebunden, lauft nicht das ganze Publicum Gefahr? Was für Ermunterung zum Fleiß und zur Vollkommenheit für den Handwerker? Was für Beweggründe, seine Sachen in einem wohlfeilen Preiß, genau und richtig zu geben. Er mag noch so schlecht, noch so theuer arbeiten, immer ist es gewiß, man muß zuletzt allein an ihn kommen?

Handw. Wunderbar! Ich habe doch immer sagen gehört, die Handwerksfreyheiten schreiben sich ursprünglich von jener Barbarey

her,

her, da Europa noch nicht aus seiner rohen Wildheit heraus gieng. Eben zur Ermunterung der Künste und Handwerke wurden dieselben mit so viel Freyheiten, mit so viel ausschliessenden Rechten begabt.

Ubers. Andere Zeiten, andere Sitten! Damahls bedurfte es einer Ermunterung, Handwerker und Künstler zu pflanzen. Heut zu Tage bedörfen wir vielmehr Ermunterung, gute, geschickte, wohlfeile Handwerker zu haben, da wir blosse Handwerker genug haben.

Handw. Hat nicht jede Zunft, jedes Handwerk dafür seine Gesetze.

Ubers. Wer macht aber dieselben, als eben das Handwerk, die Zunft selber?

Handw. Sie glauben, das Handwerk oder die Zunft werde eigennützig, partheyisch seyn.

Ubers. Das fragen sie mich? Wenigstens werden sie es seyn können?

Handw. Und wie dem Uebel dann wehren?

Ubers. Nach denjenigen, was sie mir von ihrer Vatterstadt gesagt baben, ist es nicht leicht. Man würde, nach ihrer Meynung, die innerliche Verfassung des Staats selber angreifen, wann man diese Handwerksfreyheiten angreifen wolte.

Handw. So ist es, mein Herr, —— mag dieses einem Fremden noch so seltsam vorkommen.

Uebers. Aber der Staat wird doch nicht blos aus Handwerkeren allein bestehen?

Handw. Nein; aber vielleicht zu den Zeiten, da diese Freyheiten ertheilt worden, machten dieselben den weit grösseren Theil aus. War es nicht billig, daß einige wenige Edelleute sich nach demjenigen bequemten, was jenen vortheilhaft war.

Ubers. Wie reimt sich aber nun dieses mit ihren andern Begriffen? Ein Staat, das geben sie zu, ist eine Gesellschaft von Gliede-

ren,

ren, deren jedes glücklich seyn muß, wann es der ganze Staat seyn soll.

Handw. Und warum solte er es nicht seyn können? Warum nicht jedes besondere Mitglied?

Übers. Diese wenigen Edelleute, von denen sie reden, ihre Mitbürger, die keine Künste oder Handwerker treiben, werden dieselben nicht von allen Seiten in der Klemme gehalten? Allen Handwerkern müssen sie gleichsam einen Tribut bezahlen, da ihnen allein kein Mittel übrig bleibt, sich dieselben auch wieder von ihrer Seite zinßbar zu machen.

Handw. Dafür aber sind sie Edelleute, Patricier. Ich habe noch nie gehört, daß sie darum mit uns tauschen wolten.

Übers. Die guten Edelleute und Patricier! Ich glaubte, sie sagten mir oben, es gebe deren keine bey ihnen —— sie seyen alle gleich —— und jetzt stossen sie ihren Unwillen gegen dieselbige aus; die Wahrheit zu gestehen,

an einem Orte, wie ihr Vatterland ist, würde es mich nicht sehr freuen, reich zu seyn.

Handw. Was bedarf man aber auch in einer Republik des Reichthums?

Übers. Allein nicht nur der Reiche, der Patricier, auch hinwieder jeder besondere Handwerker wird von allen anderen gedruckt —— Was helfen mir meine Freyheiten, mein Reichthum, mein Gewerbe, wann ich aller Orten, in meiner Kleidung, in meinem Geräthe, in meinen Gebäuden, in meinem Essen und Trinken, in meinen geringsten Vergnügungen von Leuten abhänge, welche in ihrer Kunst weder Fleiß noch Geschicklichkeit, noch Geschmack haben; und auch keinen Grund haben, darnach zu trachten?

Handw. Ich begreiffe sie gar nicht, mein Herr, —— genug, wann wir Kleider, Geräthe, Häuser, Gastmahle haben, derjenige mag ein Heimath anderstwo suchen, der in diesen Dingen mehr als das nothdürftige verlangt. Ein Freyburger verachtet diesen Geschmack am

Angenehmen und Schönen, diese eitele Verzierung und Delicatesse ——

Ubers. Verschonen sie mir mit diesen Declamationen; die alte und neuere Autoren haben mich schon so oft damit eingeschläfert —— —— Wissen sie wohl, daß alles dieses, was sie hier verdammen, gerade dasjenige ist, was den Künsten und Handwerken Leben und Vollkommenheit giebt, was dem Reichthum Circulation verschaft, und also alles Geld und alle Wirksamkeit unter alle Glieder des Staates vertheilt, und in demselben die Gleichheit hält.

Handw. Ich verstehe Sie. Nach unserer Verfassung fehlt uns ein Mittel, dem Reichen, dessen Reichthum ihn zu sehr über seine Mitbürger erhebt, das Geld aus der Kiste zu locken. Aber wir sind sicher, daß er dasselbe nicht zur Unterdrückung der Gemeinen, nicht zur Bestechung der Armen anwenden wird, so lange die Raserey herrscht, daß unsere junge

Herren auf ihren Reisen den dritten Theil des gutes verzehren. ——

Ubers. Setzen Sie hinzu, so lange ihre Handwerker und Künstler jenen Fond von Trägheit, von Eigennutz, von Mangel an Kunst und Geschmack nicht verliehren, welcher macht, daß man jährlich für eine Menge Waaren, so gar für allerhand Arten von verarbeiteten Kleidern beträchtliche Summen aus dem Land wegsendt —— Das ist eine schöne Frucht von ihren tyrannischen Rechten und Freyheiten auf der einen Seite, und auf der anderen ist eben dieses auch die Schuld, daß weniger fremdes Geld in ihr Land hinein kommt.

Handw. Sie wollen mir vermuthlich das Beyspiel anführen, welches ich ihnen letzthin angeführt habe. Eine grosse Fabrik, womit eine benachbarte Stadt bey vielen hunderten und tausenden gewinnen würde, und vielleicht noch mit mehrerem Vortheil unter uns blühen, hät-

te sich nicht eine kleine Innung von wenigen Handwerkeren dagegen gesetzt.

Übers. Ist das nicht unerhört, und ——

Handw. Ohne Ihnen in die Red zu fallen, glauben Sie ja nicht, daß dieses aus einem niederträchtigen Eigennutz geschehen; nur eine edle Anhänglichkeit an ihre Gesetze, und hergebrachte Gebräuche war der Grund dieses standhaften Widerstandes. Der Beweiß ist klar — —— eben diese Leute machen sich jetzt noch eine Art Bedenklichkeit daraus, eine gewisse Machine zu gebrauchen, welcher sich ihre Handwerksgenossen an allen anderen mit dem größten Vortheil bedienen, und vermittelst welcher sie täglich zehenmahl mehr als jetzt gewinnen könnten, blos allein aus dem Grund, weil dieses eine Neuerung ist, die ihren Gesetzen zuwider lauft; ist das nicht großmüthig?

Übers. Diese Leute halten auf dem Adel ihrer Kunst, und denken so unbegreiflich großmüthig,

müthig, daß man sie für Don Cuichotten ansehen muß, welche eine Dulcine von Tobosa als eine Prinzessin verehren —— —— Allein ich wolte ihnen sagen, daß ihre Mitbürger sich in Acht nehmen solten, daß sie durch eine ähnliche Großmuth, oder Hartnäckigkeit des einen oder anderen Handwerks nicht noch andere Zweige der Manufacturen verliehren. Warum darf dann niemand es wagen, den alten Markstein von seiner Stelle zu rücken.

Handw. Wie können Sie das forderen? Der Handwerker ist zu träg, vielleicht auch zu sehr mit seinem gegenwärtigen Vortheil beschäftigt; vielleicht ist er gut gesinnt, aber allzu kurtzsichtig. Warum solte er so eifrig sich um das gemeine Beste, oder um den Vortheil, einen vielleicht ungewissen Vortheil künftiger Jahrhunderte bekümmern? Mit Ihnen, mein Herr, darf ich frey reden: Einige Pfunde, welche in die Lade fallen, machen dem Hand-

werk mehr Freude, als hundert tausend Thaler, die der Staat gewinnen würde?

Ubers. Ihre vatterländischen Begriffe erbauen mich je länger je mehr, nicht wahr, mein guter Freund! Der Handwerker duldet gern den Zwang von anderen Handwerkeren, damit er auf seiner Seite auch zwingen könne. Es ist eine schöne Sache um die Freyheit; aber eine noch viel schönere um die Herrschaft. Ein Handwerker nun, der in seinem Staatskleide zugericht sitzt, seinen Mitbürgeren Gesetze vorschreiben, und obgleich Parthey zugleich als Richter dieselben wegen der Uebertrettung dieser Gesetzen strafen und büßen kann —— der ist eine wichtige Person in der Welt! wichtiger, als ein freyer Bürger, der niemand über sich erkennt, als die Gesetze; aber dafür auch niemand zu befehlen hat! Alle Gründe, die man einem solchen anführen kann, sich seines herrlichen Vorrechts zu begeben, müssen nothwendig umsonst

seyn —— Aber sie redten mir schon so oft von jenen erlauchten Männern, deren gesetzgeberisches, weit ausgebreitetes Genie diesen zukünftigen Vortheil des Staates leicht einsehen und auch erhalten solte.

Handw. Unterdessen steht auch hier unsere politische Verfassung ein wenig im Weg. Die Häupter unsers Staates sind meistens nicht blos die Repräsentanten des Volkes und der Zünfte, sondern auch die bevollmächtigten Beschützer derjenigen Handwerke, welche an die Zunft gebunden sind.

Ubers. Würden diese Häupter nur die Angelegenheiten der Bürger als Bürger, und keineswegs derselben als blosser Handwerker besorgen, alsdann —— —— Doch es ist schwer, an der innerlichen Einrichtung eines Staates änderen.

Handw. Freylich sind diese Rechte und Freyheiten ursprünglich in die Verfassung des Staates verwebt, unterdessen muß ich gestehen,

erst

erst lange nach ihrer Einrichtung, und fürnehmlich in diesem und in dem vergangenen Jahrhundert scheinen viele dieser ausschliessenden Rechte blos zufälliger weiß, aus Menschenfurcht oder Menschengewogenheit entstanden zu seyn.

Ubers. Das wissen sie, und nichtsdestoweniger lassen sich ihre Bürger von ihren Handwerksleuten immer noch lieber mehr neue Fesseln anlegen, als daß sie es wagten, die alten von sich zu schütteln.

Handw. Was wollen wir anfangen? Es sind bey uns eine gewisse Anzahl Handwerker. Diese müssen zu essen und also zu arbeiten haben. Würde man nun auf einmahl die Handwersgebräuche aufheben, dörfte zum Exempel jeder Meister so viele Arbeitsleute haben, als er selbst wolte, so würde derjenige unter den Schneidern, der die Kleider nach der neuesten Mode zuschneiden könnte; derjenige unter den

Schu-

Schustern, welcher den niedlichsten Schuh machte, fast allein zu arbeiten haben. Sollen alle andere verhungern?

Ubers. Ich will billig seyn. Ich will nicht sagen, daß dieses eine Fatalität wäre, wie viele andere; und daß, einige zum besten des ganzen Staates aufopferen, hier einer gesunden Politik nicht ganz entgegen wäre —— Allein giebt es dann unter ihnen gar keine Profeßion, welche dergleichen Zwanggesetzen, und Handwerksgebräuchen nicht unterworfen ist?

Handw. Die Perückenmacherkunst —— Jeder Bürger darf neben einem anderen Handwerk auch dieselbe Kunst treiben. Er darf so viele Gesellen halten, als er will.

Ubers. Sagen sie mir, sind also nur einer oder zwey Perückenmacher, welche zu verdienen haben?

Handw. Nein, — es hat deren mehrere —— und so viel ich weiß, haben die meisten genug zu verdienen.

Uebers. Da sehen Sie. Wann je die Mode herrscht, so herrscht sie im Haarputz. Es ist nicht zu vermuthen, daß alle ihre Perückenmacher gleich gut frisiren. Gleichwohl braucht man sie alle. So wird es auch mit den übrigen Künsten unb Handwerken seyn, und noch vielmehr. Die Reichen, die Vornehmen geben jenen das meiste zu verdienen. Solte es da nicht am leichtesten seyn, daß einer oder zween alle Kundleute an sich ziehe? Gleichwohl geschieht es nicht. Der weit grössere Theil der Bürgerschaft hingegen, welcher nicht reich ist, braucht Kleider, allerley Hausgeräthe, u. s. w. Sie sehen, daß sie sich da etwas in den Kopf setzen, welches nicht ist und nicht seyn kann —— Noch eine Frage —— Leben dermahlen ihre Handwerker, welche jetzt ihre Gesetze so sehr für sich haben, leben sie gemächlich?

Handw. Die Wahrheit zu gestehen, der weit grössere Theil lebt kümmerlich.

Uebers. Und wann ich mich recht erinnere, so sagten sie mir ein andermahl, daß kein geringer Grund davon eben dieser Handwerkszwang sey, der diese Leute beredt, es könne ihnen an Arbeit nie fehlen.

Handw. Ich kan es nicht läugnen.

Uebers. Wann also bey der gegenwärtigen Lage der Sachen ihr Zustand so schlimm ist, wann die gegenwärtige Verfassung wirklich eine Hauptursache davon ist, darf man sich dann vor einer Verbesserung förchten? Im Gegentheil, wann die Sachen so fort gehen, werden Fleiß, Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit die einigen Mittel, dem Bürger ein ehrliches Auskommen zu verschaffen, nicht immer noch mehr abnehmen? Gesetzt, es müßten bey einer Veränderung einige, die jetzo schon Mangel leiden, noch etwas mehr darben, dafür werden in der Zukunft weit mehrere im Ueberfluß leben. Damit will ich nicht sagen, daß wann die Handwerksordnungen und Gebräuche abgeschaft würden,

den, es überall keine arme Handwerker mehr geben würden —— Immer, denke ich, wären noch träge und ungeschickte Leute genug; immer noch dergleichen, welche die Last besonsonderer Unglücksfällen zu Boden drücken würde, die menschliche Unvollkommenheit hört nie auf (*). Aber so viel behaupte ich, daß

(*) Das größte Unglück, welches begegnen könnte, wäre ohne Zweifel, wann die einheimischen Arbeiter, wegen Ungeschicklichkeit, darben, und fremde in das Land gezogen würden, welche durch ihre Anzahl den Bürgeren das Brod vor dem Mund weg raubten. Unterdessen muß man bedenken, daß auch diese fremden dem Land mehr nützlich als schädlich wären. Das Geld, welches sie gewinnen, werden sie da auch

durch eine solche Veränderung selbst zu der Zeit, wann sie vorgehen würde, die Bürgerschaft überhaupt nicht in grösseren Mangel geriethe, und hingegen in kurzer Zeit die Stadt mehr fleißige, arbeitsame, geschickte, wohlhabende Bürger hätte, als jetzt. Im Fall der Noth könnten dieselben auch aussert dem Land ihre Nahrung gewinnen.

Handw. Mir wäre es in der That nicht bange. Ich habe mir Mühe gegeben, mein Handwerk so zu lernen, daß ich mich allezeit und an allen Orten mit GOTT und mit Ehren werde durchbringen können.

Uebers.

---

verzehren, und ihr Beyspiel wird junge Handwerker unter uns erwecken, die mit der Zeit durch ihre Kunst die Gegenwart der fremden Arbeiter unnütz machen werden.

Uebers. Ja. Ich habe sie immer für einen rechtschaffenen und fleißigen Mann gekannt, und schätze sie deswegen eben so wohl, als alle ihre Handwerksgenossen, die ihnen ähnlich sind, wirklich hoch —— Ich habe immer den Stand eines Handwerkers für einen der schätzbarsten und unentbehrlichsten im Staate gehalten, ob ich gleich gegen die übertriebenen Freyheiten desselben, die bisweilen bis zu Frechheiten ausarten, loszog —— Ich weiß auch, daß sie ehrlich und vernünftig genug denken, um sich von irgend einem Vorurtheil leiten zu lassen —— Denken sie einmahl, nach demjenigen, was sie mir gesagt haben, ist es ihnen wohl möglich, in ihrer Vatterstadt ihr Glück weit zu treiben? Sie mögen noch so geschickt seyn, sie können doch nicht vielmehr gewinnen, als andere, die ihre Kunst nicht verstehen, da sie nicht so viel Arbeiter haben dörfen, als sie wollen —— Und dieses, denke ich, ist gleichwohl kein

Vortheil für brave Handwerker; eben darum können sie sich selten empor schwingen. Indem sie glauben, sie machen die Reichen und Vornehmen von sich abhänglich, so geben sie diesen just das Mittel in die Hände, sie selbst in einer immerwährenden Abhänglichkeit von ihnen zu erhalten.

Handw. Wie das?

Uebers. Wissen sie nicht, daß der Arme immer in einer Abhänglichkeit von Reichen stehet, und ich habe ihnen gezeiget, daß bey der gegenwärtigen Einrichtung der Sachen nur wenige Handwerksleute bey ihnen ein mittelmäßiges Vermögen erwerben können. Der Schluß also —— ——

Handw. Ist, daß die Fesseln, welche wir anderen anlegen, zu nichts dienen, als uns selbst in der Niedrigkeit zu erhalten? . . . Allein ich muß ihnen immer wiederholen, un-

sere ganze Staatsverfassung hängt auf das genaueste mit diesen ausschliessenden Rechten und Freyheiten zusammen.

Uebers. Freylich, wann dem so ist, so wird man dieselben nicht abschaffen können! Aber sie, und jeder ehrliche Bürger, der es mit dem Vatterland, und mit sich selber gut meynt, werden doch einsehen, daß man wenigstens diese vorgegebenen Freyheiten nicht immer noch ausdehnen, und weiter treiben lassen solle, als man rechtmäßige und unwidersprechliche Titel darfür anführen kann.

Handw. Ich wünschte, daß meine Mitbürger unser Gespräch mit angehört hätten. Wenigstens würden sie erkennen, daß unsere ausschliessende Freyheiten rechtschaffenen und fleißigen Handwerkeren zu nicht geringerem Schaden und Nachtheil; als dem Publico

selbst, gereichen, und daß, wer dieselben angreift, darum noch nicht die Freyheit des Staates angreift.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Coyer, Gabriel François,

Chinki eine Cochinchinesische Geschichte, die andern Ländern nützen kann ; zweyter Theil des Mannes von vierzig Thalern

Berlin 1770

Coburg, Landesbibliothek -- C II 9/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919632-2